



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Digitized by Google

645.4.

Dön. Lsd. 504.

15. 1911. 9. 17.

15. 1911. 9. 17.

15. 1911. 9. 17.

15. 1911. 9. 17.

von Rango's

Sämmtliche Schriften.

Erster Theil.

Tatenjá

oder

die protestantische, deutsche Colonie am
Rio St. Francesco in Brasilien.

Berlin.

Gedruckt bei H. G. Hermann.

1838.

T a t e n j á

oder

die protestantische, deutsche Colonie am
Rio St. Francisco in Brasilien.

von

Ludw. Fr. von Range,
Oberst-Lieutenant a. D. und Ritter n. n.

In vier Bändchen.

B e r l i n:
Gedruckt bei H. G. Hermann.

1 8 3 8.

Borwörter.

Als ich in den Jahren 1819 und von der Natur mit so unendlicher Pracht geschmückten Fluren Brasiliens glücklich war, führte mich eine Reise in das Innere des Landes, auch an den wasserreichen Rio St. Franceslo.

Ich fand an dem rechten Ufer desselben, weit entfernt von den letzten Spuren der Civilisation, die Ueberreste einer Colonie, die ihren Ursprung einem Deutschen, einem Protestantischen verdankte. Ihre höchst anmuthige Lage und die vielfältigen Gefahren und Drangsale, unter denen der Stifter derselben sein Werk vollendet hatte, gaben mir den Stoff zu der vorliegenden Erzählung, deren Tendenz die Wahrheit des Glaubes bestätigt, daß ein wahrhaft religiöser Sinn, welcher Glaube ihn auch erzeugte, mit

Beharrlichkeit und Ausdauer das Ziel seines Strebens erreicht, selbst wenn alles sich gegen ihn zu verschwören scheint.

Alles ist eitel! nur das Streben nach der höheren Erkenntniß und nach der Verbreitung derselben, erzeugt eine wohlthuende Befriedigung und findet seinen Lohn.

von Rango.

Tatenjá.

Erstes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Dort neben dem Schatten uralter Wälder
 Erhebt sich ein Felsen hoch über die Felder;
 Stolz trägt er sein Haupt, mit der Krone
 Die gläubige Fürstent und Völker beglückt;
 Dem Zeichen des Glaubens, dem Tempel!

An dem rechten Ufer des wasserreichen Rio St. Francesco in Brasilien, ohnfern der Mündung des Pororóca*), erhoben sich, auf einer sanften, fruchtbaren Anhöhe, die Gebäude einer Fazenda, oder Colonie, deren freundliches Neubüro dem Beschauer wenig zu wünschen übrig ließ und dem Kenner des brasilianischen Nationalcharakters auf den ersten Blick die Überzeugung einflöste, daß dieses Werk einem fremden, am Fleiß und Ausdauer gewöhntem Geiste, nicht einem brasilianischen, Ursprung und Vollendung verankte.

Auf einem freistehenden Felsen, dem höchsten Punkte der erwähnten Anhöhe, ragte eine wohlgebaute kleine, aber doch geräumige Kapelle, mit dem schon seit Jahrhunderten bis in diesen Himmelsstrich

*) Ein kleiner Fluß, wegen seines geräuschvollen Stroms so genannt.

verbreiteten Zeichen des christlichen Glaubens, dem Kreuze hervor.

Vier hochstämmige Platänen, die einzigen auf der Höhe noch übrig gebliebenen oder von den Pflanzen verschonten Sprösslinge des Urwaldes, beschatteten mit ihren dichtverwachsenen Zweigen und großartigen Blättern die Stätte der Andacht und gaben derselben einen ebenso ehrwürdigen, als heiligen Charakter, der durch einen, am jenseitigen Abhange durch Felsen und wildes Gesträuch mit leisem Murmeln herabströmender Quell noch erhabener wurde.

Vor diesem der Andacht geweihten Orte, etwas tiefer am südlichen Abhange, lagen gleichsam amphitheatralisch das Wohnhaus der Fazenda und die sich an denselben in symmetrischer Ordnung anschließenden, der Wirtschaft bestimmten Gebäude, einen geräumigen Hof bildend, in dessen Mitte 8 Orangenbäume ein großes Becken überschatteten, in welchem sich das durch eine künstliche Leitung aus dem hinter der Kapelle entspringenden Quelle herbeigeleitete Wasser, zum Gebrauch für alle lebende Bewohner der Fazenda sammelte. Sämtliche Gebäude waren von kleinen Gärten und Baumanlagen umgeben, die, obgleich in den besten Culturgutstand erhalten, doch ihr jugendliches Alter verriethen. Der ganze Raum, auf welchem die Gebäude und kleinen Gartenanlagen sich aus-

.....

Von dem Gipfel des Kapellenberges zeigte sich dem forschenden Blick die ganze Ausdehnung der zur Fazenda gehörigen Ländereien, unter denen besonders die gegen Morgen gelegene große Kaffeeplantage überraschte. Mit Entzücken verweilte das Auge, von diesem Punkte aus auch auf die entfernteren Umgebungen, welche gegen Abend von dem undurchdringlichen Dunkel eines Urwaldes, dessen bezaubernder Anblick außer dem Bereich der Beschreibung liegt, begrenzt wurden. Jenseits der großen Kaffeeplantage erstreckte sich eine weite Ebene, die auf mehrere Leguas Entfernung von den Bewohnern der Fazenda zum fruchtbaren Uckerland umgeschaffen, früher wohl Jahrtausende hindurch nichts als Wälder getragen haben möchte.

Gegen Mitternacht endlich, hinter dem Kapellenberge, erhoben sich in mannichfältigen Gruppen steile Granitfelsen, nur durch das Bett des kleinen Pororóca-Flusses von der Fazenda getrennt; sie bildeten den Arm einer größeren Gebirgskette, die sich tief in das Land hineinzog. Hoch ragten die Felsen noch 100 Fuß über den Kapellenberg so steil empor, daß es dem menschlichen Fuß nur mit der größten Anstrengung gelingen kounte, den mit Gesträuch bewachsenen Gipfel zu erklimmen und so für die Fazenda eine Schutzwand gegen Wind und Wetter bildend, trugen sie nicht unbedeutend zu der Fruchtbarkeit des Thales bei.

Der hinter der Kapelle entspringende Quell nahm seinen Lauf, nachdem er die innere Seite der Kaffeeplantage bespült hatte, in verschiedenen Krümmungen durch das Thal und verstärkte noch mit andern aus dem Gebirge herabströmenden Gewässern, den kleinen tobenden Pororóca, der sich nach einem Lauf von ohngefähr 5 Lagoas mit dem St. Francisco vereinigte. Beide Ufer des Pororóca waren mit Wiesen und Weidepläßen eingefaßt, auf denen die bedeutenden Viehherden der Fazenda reichliche Nahrung fanden.

Von dem einzigen Thore der Fazenda führte ein schmaler Fußpfad, nur durch den Pororóca un-

terbrochen, über welchen ein bequemer Steg gelegt war, zuerst nördlich bis an den Gebirgsarm, dann aber in einer östlichen Richtung über dieselbe nach der mehr als 25 Leguas entfernte Hauptstraße, die sich durch die Provinz Minas nach Rio de Janeiro hinzog.

Bweites Kapitel.

Kaum hat der Tag die Herrschaft übergeben,
So tobt der Sturm gewaltig durch die Nacht;
Die Erd' will er aus ihren Angeln heben,
Es dröhnt sein Schall bis in die tiefste Schacht.
Doch furchtlos steht bei Nacht und Ungewittern
Das gläub'ge Herz; es hat nicht Noth zu zittern.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange und ein gewaltig breiter Schatten, an dem Rande des gegen Abend gelegenen Urwaldes, lag auf dem eben beschriebenen anmuthigen Thal; da ertönte von dem kleinen Thurme des Wohnhauses der Fazenda ein lange verhallendes Glockengeläute. Noch gab das hundertsfache Echo die Töne desselben melodisch wieder, als schon in munterem Lauf die auf ihren Weidepläzen jenseits des Pororóca zerstreuten Herden sich dem Ufer des Flusses nahten, um jede zuerst die Durchfurth neben dem Steg zu gewinnen. Zuerst erschien ein Trupp von mehr als 30 Pferden, von der Stimme eines rüstigen Negerknaben oder Muleques Namens Tekindjakon (die List) geleitet.

Tekin, der Kürze wegen so genaunt, öffnete das Thor und ließ seine Schützbefohlenen flinken Rossen vorsichtig in den Hof, und nachdem er das Thor wieder geschlossen, in den zu ihrem Obdach bestimmten Schuppen.

An der Thüre des Wohnhauses stand ein ehrwürdiger Greis, bei dessen Anblick Tekin, einen ehrfurchtsvollen Gruß zu bezeichnen, die rechte Hand auf die Brust legte.

„Beeile dich Tekin, sagte der Greis, damit du der kleinen Nahna behülflich sein kannst, die Schafe, die sie unterhalb der Orangenbäume weidet, einzubringen.“

Tekin beeiferte sich mit sichtbarer Freude den Befehl des Greises zu vollziehen und sprang, nachdem er seine Rosse unter Dach gebracht, mit Blitzeßschnelle wieder zum Thore hinaus.

„Warum hast du, mein Vater, das Zeichen mit der Glocke gegeben?“ fragte ängstlich die wohlklingende Stimme der so eben aus dem Hause tretenden Mahon (Sonne); der schönen Schwiegertochter des Greises. „Ist Gefahr zu befürchten?“

„Richte dein Auge zum Himmel und sieh wie die Wolken sich thürmen“ antwortete der Greis. „Ich sah ihrem Spiele lange zu, ohne daß mir der Gedanke an ein Gewitter eingefallen wäre, aber plötz-

lich erschien jene dunkelblaue Wolke dort im Hintergrunde mit ihrem goldenen Saum; und ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese uns nicht ein starkes Wetter bereitete.“

„Wäre nur mein Taylor und Copy erst von der Jagd zurück, entgegnete Mahon; sie bleiben aber auch immer so spät.“

„Die Sehnsucht deines Herzens, meine Tochter, läßt dir die Zeit lang werden und macht dich ungerichtet. Mein Sohn kehrte stets vor Einbruch der Nacht von der Jagd zurück, weil er die ängstliche Sorgfalt seiner Gattin kennt. Wir haben auch noch eine volle Stunde, bevor der Tag der Nacht die Herrschaft übergiebt; nur jene Wolken verfinstern den Abend und scheinen den Tag abkürzen zu wollen. Beherrsche also dein ängstliches indianisches Blut; unserm Taylor wird kein Unfall wiederauffahren, er ging mit Gott.“

„Gott wird ihn schützen,“ sagte Mahon und ging ihrer elfjährigen Tochter Nahna entgegen, die in der letzten Stunde die Schafe auf ihrem Weideplatz hinter den Orangenbäumen gehütet hatte, weil die kleine Sklavin Chapti (Käte), der dies Geschäft eigentlich gehörte, zu einem anderen Dienst im Hause angewiesen worden war.

Die großen Herden der Kühe und Schweine waren gleichfalls unter ihrem Dach und Tiefen beschäftigt die Schafe einzubringen. An der Hand ihrer Mutter hüpfte Nahna zur Pforte herein und rief, als sie den Großvater an der Haustür bemerkte, im Fluge auf ihn zu.

„Tatenja! Tatenja!“ rief sie im kindlichen Entzücken, „sieh nur diese wunderschöne Blume. Hast du schon eine so schöne Blume gesehen?“

Der Großvater nahm zuerst die kleine hüpfende Enkelin auf den Arm und küsste sie, dann betrachtete er die Blume. „Es ist wahr“, sagte er, „die Blume ist schön. Sie trägt aber auch die Farbe des allgütigen Himmels.“

„Ja“, unterbrach Nahna, aber auch die Farbe der Augen meines Vaters und des lieben Großvaters Tatenja.“

„Der kleine Schelm, sagte Mahon leise, sie ist schon eitel auf die ihre deutsche Wirkung bezeichnenden Azurnen-Augen.“

Eine Stunde mochte nach diesem Gespräch verflossen sein, als die sämtlichen Einwohner im Innern des Hauses versammelt waren.

Der Greis Tatenja saß in einem geräumigen Eckzimmer des Hauses, auf einem bequemen Armstuhl; vor ihm auf einer Strohmatte Nahna und

Nahtama; letztere eine kleine Indianerin, die Gespielin der Nahna. Die Blicke des ehrwürdigen Greises forschten von Zeit zu Zeit durch die Glasscheiben (eine Seltenheit in den Fenstern der brasilischen Fazendas), um zu erfahren, ob seine Egniß wegen des Gewitters gegründet sey. Die beiden Kinder spielten mit einer selbstgefertigten Puppe und unterhielten sich unbefangen, ohne die Besorgniß des Grossvaters zu theilen. Mahon ging ab und zu, mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, aber auf ihrem schönen Antlitz die beängstigenden Gedanken, an ihren in Gefahr geglaubten Gatten verrathend.

An das Wohnzimmer der Familie stieß ein anderes, weit größer und geräumiger als jenes. Mitten in diesem weiten Raum saßen die sämmtlichen Diener, Sklaven und Sklavinnen, 24 an der Zahl, in einem Kreise auf dem Fußboden und verzehrten fast lautlos ihre eben von Groâne, einer Indianerin, der Mutter der kleinen Nahtama, bereitetes und aufgetragenes Mahl.

Die Müdigkeit hatte den Greis überwältigt. Sanft beugte sich sein ehrwürdiges Haupt auf seine Brust und tiefere Atemzüge ließen bemerken, daß sein Geist vom Schlummer umfangen war.

„Stille, stille! rief Mahna der eintretenden Mutter zu, Großvater schläft.“ Mahon näherte sich dem Schlafenden, um ihm ein sanftes Ruheskissen hinter den Kopf zu legen. Sie beobachtete die Züge des schlummernden Vaters, ein so treues Bild der höchsten Seelentrühe, und faltete die Hände wie zum Gebet. Mahna trat unbemerkt zur Seite der Mutter, sah bald diese, bald den schlummernden Großvater an, und faltete dann, indem sie sich dicht an ihre Mutter anschmiegte, auch ihre kleinen Händchen zum Gebet.

Starker Regen ergoss sich und entfernte Donner rollten mit lang verhallendem Echo durch die Luft.

Es liegt wohl außer den Gränzen der Möglichkeit, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren erhabenen Eindruck eines nächtlichen, von Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwald Brasiliens, zu machen, ohne ein solches selbst erlebt zu haben, und um so schwerer wird die Beschreibung selbst dem, der öfter Gelegenheit hatte, diese, in seiner Furchtbarkeit Alles überbietenden Naturerscheinung zu beobachten. Gefahrvoller ist zuweilen der Sturm auf dem Meere, besonders in der Nähe des Landes, doch grausenerregender nicht.

Wie oft habe ich dem Wüthen der Elemente, nachdem die nöthigen Vorsichtsmaßregeln des Herab-

lassens der oberen Segel und Masten u. s. w. an- gewendet worden waren, mit sorgenloser Ruhe zu- gesehen und mit Vergnügen dem Heulen des Win- des in dem Tauwerk, dem Rasseln und Knarren der Masten und Segelstangen gelauscht, und ohne die mindeste Furcht das Walzen und Stampfen des Schiffes, das dadurch entstehende Dehnen, Winden und Knistern und die Laufe der überschlagenden Wellen empfunden; aber niemals konnte ich bei ei- nem nächtlichen Gewitter in einem Urmalze meine Furcht ganz bemeistern. Das wüthende Toben des Windes in den Riesenbäumen, das Getöse und Ge- krache der vom Sturm gebrochenen und umgestürz- ten oder mit ihren Wurzeln aus der Erde gerisse- nen und gewundenen Stämme, das prasselnde Herab- stürzen losgebrochener Nester, der in Strömen her- abfallende Regen, das unaufhörliche furchtbare Rollen des Donners, von hundertfältigem Echo wiederge- geben, die durch die Schatten des in Nacht verhüll- ten Waldes zuckenden Blixe, das Geheule und Ge- brüll der wilden Thiere, erzeugt den Gedanken einer Gefahr, die das Herz, selbst bei der größten Selbstüberwindung, nicht ohne Furcht lässt.

Bei dem Zucken des ersten Blixes, auf den ein gewaltiger Donnerschlag folgte, erwachte der Greis. Mutter und Tochter waren auf ihre Kniee

gesunken und im inbrünstigen Gebet begriffen. Tarrenja's Auge, sattsam an dergleichen Naturerscheinungen gewöhnt, verrieth keine Spur von Furcht. Er stand von seinem Sitz auf und zog sich, der Gewohnheit gemäß, mehr in das Innere des Zimmers zurück. Mahon und die Kinder folgten seinem Beispiel.

In der Vorhalle, wo die Sklaven ihre Abendmahlzeit eben beendigt hatten, war kein Laut hörbar. Männer und Weiber lagen mit dem Gesichte auf dem Fußboden, um den Strahlen des Glücks zu entgehen. Die Furcht hatte sie alle mehr oder minder überwältigt; nur Croáne setzte furchtlos ihre häuslichen Geschäfte fort, indem sie von Zeit zu Zeit den von Furcht Befallenen, Worte der Ermutigung zusprach. „Steht auf, ihr Furchtsamen! rief sie endlich mit Unwillen. Wofür fürchtet ihr euch? hat euch euer Herr nicht gelehrt, daß das Gewitter nichts als eine heilsame wohlthätige Naturerscheinung ist?“ Über lange Zeit brauchte Croáne, um nur einzige der zur Erde gebeugten Hämpter empor zu richten. Der erste, der sich ein Herz fäste und vom Boden aufstand, war der Muleques Tekin und nur nach und nach folgten die übrigen männlichen Sklaven, und als Mahon hereintrat, erst die Mädelchen und Weiber. Über eine Stille und Lautlosigkeit herrschte

noch immer unter der ganzen Dienerschaft, die ge-
nugsam bewies, daß die Belehrungen Tatenja's noch
nicht ganz im Stande gewesen waren, ihre furchtsa-
men Ansichten von dem Gewitter, als ob dasselbe
von der Macht eines bösen Geistes herrühre, aus ih-
ren Herzen zu verdrängen. Auch Tatenja, der wohl-
wusst, wie weit seine Belehrungen Gingang gefunden
hatten, trat, die beiden Kinder an der Hand, in die
Vorhalle. Alle sahen den Eintretenden erwartungs-
voll entgegen, indem auf ihren Gesichtern die Angst
zu lesen war, daß er komme, ihnen eine nahe große
Gefahr zu verkünden.

Allein seine Worte waren nur Ermahnungen,
seine früheren Lehren zu beherzigen und nachdem er
selbst dem ängstlichsten der Sklaven, dem alternden
Domingo, seinen Mut wiedergegeben hatte, ermun-
terte er alle Anwesenden sich auf ihre Kniee nieder zu
lassen und in einem andächtigen Gebet ihren Geist
zu Gott zu erheben. Er selbst blieb mit den Kin-
dern in der Mitte, fasste die Hände und sprach ein
kurzes, aber jedem verständliches Gebet, dessen Inhalt
eine Danksgung und zugleich die Bitte enthielt, ihn
und die Seinigen für Gefahr zu schirmen. Er ges-
dachte in diesem Gebete seines immer noch abwesen-
den Sohnes und dessen Gefährten. Aus Mahong
andachterglühem Auge fiel eine große Thräne des

Dankes und unverkennbar war die Zubringigkeit ihres Gebets.

Eine abermalige Stille folgte dem Gebet, die auch das leiseste Geräusch hörbar gemacht haben würde. Plötzlich ward sie unterbrochen. Der dreifach erneute Schall des am Thore angebrachten Hammers verhallte mit diesem Echo. Jedes Ohr schien aufmerksam die Schläge des Hammers zu zählen, das Ohr Mahons sie mit gespannter Erwartung gleichsam zu verschlingen. Kaum war der dritte Schlag verhallt, als alle wie aus einem Munde ausriefen: Tavor! Tavor! — Und Copyr, flüsterte die Stimme Croámens nach. Mahon flog nach der Thüre, aber die sanfte Stimme des Greises ermahnte: „Nicht so eilig, meine Tochter. Beherrsche deine Sehnsucht mir noch wenige Augenblicke. Es ist gerathener, wenn Telin zuerst zur Pforte geht, um sie zu öffnen, nachdem er sich überzeugt haben wird, daß der Klopfende zu unserem Kreise gehört.“ Langsam trat Mahon, der Warnung des Großvaters gehorchend, zurück und Telin schickte sich an, dem Wink des Herrn zu folgen. „Sei vorsichtig Telin, sagte der Greis, und öffne nicht eher, bis du die Überzeugung hast, daß Niemand anders als Tavor und Copyr Einlaß begehrten.“

Ein blühender, die Verschánztheit seines Geistes verrathender Blick war die Antwort Tefins, mit dem er eiligst das Zimmer verließ.

„Dzoáre! rief nun der Greis einem anderen Sklaven zu, der wegen seiner Treue und Unhänglichkeit diesen Namen Hund erhalten hatte, folge dem Mus-
leques.“ Dzoáre verstand den mit einem geheimnisvollen Wink gegebenen Befehl und verließ unmittelbar nach Tefin die Halle. In gespannter Erwartung sahen Alle dem Kommanden entgegen; da erschallten die dreifachen Schläge von der Pforte noch einmal heraus; aber heftiger und schneller auf einander folgend als das erste Mal, gleichsam als wollten sie das Dessen durch ihre Ungebärd be-
schleunigen. Unwillkürlich fuhren Alle bei dem hellen Schalle, der durch die offen gebliebene Thüre hereindrang, erschrocken zusammen; aber ein Laut der verhaltenen Angst hob sich aus Mahons, mit Ahnung der Gefahr für ihren Gatten erfüllten Brust, als der Dreischlag an der Pforte zum dritten Mal und so heftig und ungeduldig ertönte, daß kein Zweifel mehr an die vorhandene Gefahr der Klopfenden übrig blieb. Ohne weiteren Befehl von dem Vater der Familie zu erwarten, griff Temapu Pahon (das gute Herz), nach seiner an der Wand hängenden Büchse und eilte den unbewaffnet hinausgegangenen

Tefin und Dzoáre nach. Ein Wink von ihm genügte, die übrigen Diener und Sklaven zur Nachahmung seines Beispiels zu ermuntern und in weniger als einer Minute hatten alle bewaffnet die Halle verlassen. Mahon blickte ängstlich fragend nach dem Vater, und da sie in seinen Augen die Billigung der von Pahon genommenen Maßregel erkannte, unterdrückte sie ihr Angstgefühl und indem sie zum Croánen trat, gab sie dieser und ihren Sklavinnen die nöthigen Befehle, die sie schon öfter bei ähnlichen Gelegenheiten, wo Gefahr der Fazenda bedrohte, gegeben hatte. Alle entfernten sich hierauf mit der größten Ruhe und Ordnung und Latenja trat mit den Kindern in sein Zimmer zurück.

Drittes Kapitel.

Muth schützt nicht immer vor Gefahren;
Die Vorsicht und ein wenig List
Uns sich'rer oft für sie bewahren.

Die isolirte Lage der Fazenda, von dem nächsten bewohnten Orte der angränzenden Provinz mehr als eine Tagereise entfernt, die Nähe der wilden Stämme der Indianer, besonders aber die häufig verübten Gewaltthätigkeiten der in den benachbarten Diamanten-Distrikten gegen die herumstreifenden Grimpeiros (Schleichhändler) aufgestellten Soldateska, machte eine besondere Vorsicht zum Schutz der Personen und des Eigenthums nöthig. Daß diese Vorsicht von dem Gründer der Fazenda angewendet worden war, sprach sich schon in der Anlage der Gebäude und in der Wahl des Ortes deutlich aus, die zugleich den Beweis lieferte, wie nicht allein der Geist eines erfahrenen Mannes, sondern auch der eines erfahrenen Kriegers sie getroffen hatte. Die Wohnungen waren nicht nur bequem und geräumig angelegt, sondern auch für den An-

griff böswilliger Rotten geschützt. Die den Hofraum einschließende steinerne Mauer, mit Schießscharten versehen und der vor derselben gezogene breite Graben, welcher vom Kapellenberge aus mit Wasser gefüllt werden konnte, gaben dem Ganzen das Aussehen einer kleinen Befestigung. Die vor dem Thore befindliche Zugbrücke war meisterhaft construirt und gearbeitet; mit Leichtigkeit konnte sie selbst von dem Muleques emporgezogen werden. Das Thor, mit einer besonderen Pforte für einzelne Personen, lag in einem von Mauerwerk gebildeten Vorsprunge, der einem Bastion nicht unähnlich war. Neben der Pforte erhob sich eine Art von Warthe, in welcher sich der zur Bewachung des Eingangs bestimmte Diener verbergen, und von derselben mit denen, welche Einlaß begehrten, parlamentiren konnte. Diese kleine Festung, wenn sie auch dem groben Geschütz nicht lange Widerstand geleistet haben würde, entsprach doch vollkommen dem Zwecke, welchen den Erbauer, den wir bereits in der Person des sogenannten Tatentja (die Ruhe) kennen gelernt haben, damit verband, dem Zwecke, sich gegen den Ueberfall der listigen Indianer und gegen die Gewaltthäigkeiten der brasillianischen Soldateska und intriganten Justiz zu sichern. Schon einige Mal hatten sowohl die benachbarten wilden

Stämme der Indianer, als auch die gegen die Grimspeiros aufgestellten Truppen Ueberfälle versucht und die sogenannte Justiz ihren habfuchtigen Arm nach der Wohlhabenheit verrathenden Fazenda ausgestreckt; allein bisher waren alle Versuche dieser Art an die von Tatenja's Weisheit getroffenen Maassregeln gescheitert und die Sicherheit seiner Familie und deren Eigenthum geschützt.

Der kleine listige Tekin bestieg die Warthe und blickte vorsichtig, von dem Leuchten des Blitzes begünstigt, durch die Schießscharten. Bald gewahrte er jenseits des Grabens einen Trupp bewaffneter Reuter, von dem einige abgestiegen, sich damit beschäftigten, einen Uebergang über den Graben aufzusuchen. Zwei Männer zu Fuß, die Tekin in der ersten Ueberraschung gleichfalls für Soldaten gehalten hatte, standen bereits diesseits des Grabens, in die Vertiefung der Mauer, welche das Thor bildete, versteckt. Nach einigen Augenblicken, die der Musquies bedurfte um seine Furcht zu überwältigen, redete er die in der Vertiefung der Mauer versteckten Männer mit leiser Stimme an und fragte sie, wer Einlaß begehre. Die Antwort ward eben so leise aber doch deutlich genug gegeben, daß Tekin die Stimme seines Herrn Tayor erkennen konnte. Freudig lieg er von der Warthe herunter und öff-

nese, mit Hülfe des während dieser Zeit herbeigekommenen Dzoare die Pforte. Tavor und sein Begleiter Copy traten schnell, aber vorsichtig ein; und ehe Pahon und die übrigen Bewaffneten sich nahten, war die Pforte bereits wieder geschlossen. Während nun Tavor sich damit beschäftigte, einen Beobachtungs posten auf die Warthe zu stellen und denselben mit den nöthigen Instructionen zu versehen, übergab Copy die schwere Beute ihrer Jagd den Sklaven und Tefin eilte in das Haus zurück, um den Grossvater und Mahon, deren Besorgniß ihm nicht entgangen war, von der glücklichen Rückkehr Tavor's in Kenntniß zu setzen und über Alles was er gesehen, Klugkunst zu geben. Indem Tavor nun ebenfalls in das Haus zu treten im Begriff war, kam ihm Mahon schon mit offenen Armen entgegen und an seinem Halse hängend, vergoss sie eine Thräne der Freude der Wiedervereinigung mit dem liebsten Gegenstand ihres Seyens, den sie, in ihrer Phantasie, schon in der größten Lebensgefahr gewähnt hatte. Ein inniger Kuß der Liebe beruhigte das herrliche Weib völlig, und mit einem von Heiterkeit strahlendem Auge trat sie an der Hand des Gatten in Tatzenja's Zimmer.

Tatzenja trug die kleine Eafelin auf dem Arm, dem Vater entgegen. Mahna, vor Ungeduld den

väterlichen Bewillkommungskuß zu erhalten, bewegte alle ihre kleinen Glieder wie fieberhaft.

„Aber wie lange ist mein guter Vater Tavor geblieben, sagte das Kind; wußtest du nicht, wie sehr sich Mahon und deine Nahna ängstigen würden?“

Tavor drückte das liebliche Kind an sein Herz und gleichsam, als wollte er ihre Vorwürfe ersticken, preßte er seinen Mund auf ihre Lippen und sagte dann, indem er die Hand des Großvaters herzlich drückte: „Nun bin ich da, und zwar mit tüchtiger Beute beladen. Auch habe ich meiner Nahna einen schönen Vogel gefangen und euch Allen viel zu erzählen. Jetzt aber muß ich mit dem Großvater allein sprechen.“ Ein bekanntes Zeichen veranlaßte Mahon mit den Kindern das Zimmer zu verlassen; und Tavor verkündete nun dem Greis die Nähe eines Trupps Reuter, unter der Aufführung des berüchtigten Sergeanten Jozé, welche jenseits des Grabens vergebens nach einem Uebergang suchten. Sie überlegten im Zwiesprach die besten Mittel, die unwillkommenen Gäste ohne Einlaß wieder zu entfernen.

„Aber weshalb, sagte Tatenja, hast du dich heute so verspätet und uns allen eine so schwere Sorge bereitet? — das Gewitter war furchtbar.“

„Ja, das habe ich ei-
Tayor und erzählte dann in
er kurz vor dem Ausbruche
Heimwege begriffen, jenen
Ferne gesehen und um ihn
nach ihrer Fazenda zu leitei-
borgen gehalten, bis er die
fernt genug geglaubt und die
Beute beladen, den nächsten Weg nach Hause ein-
geschlagen habe. „Als das Gewitter im vollen Un-
gestüm über uns einbrach, sagte er, nahmen wir
unsere Zuflucht in die Höhle des Gebirges an der
Panhoma (am Krötenloch). Die Reuter waren in-
dessen nicht aus dem Thale gewichen und suchten
gleichfalls Schutz im Gebirge. Der Zufall führte
sie derselben Höhle zu, die wir bereits in Besitz
genommen hatten. Jetzt war guter Rath theuer.
Endlich besann ich mich, daß ein zweiter sehr ver-
steckter Ausgang aus der Höhle in das Thal führe.
Wir benützten denselben in dem Augenblick, als die
Reuter an dem anderen Eingang angelangt in die
Höhle eindrangen, und gelangten auf einem Um-
wege glücklich bis an den Steig über den Pororóca.
Ein heller Blitzstrahl erleuchtete das ganze Thal.
Ich hatte mich umgewendet und erblickte zu meinen
großen Missvergnügen, daß die Reuter quer über

die Flur, gerade auf unsere Wohnung zu ritten. Nun beeilten wir unsere Schritte und gelangten uns bemerkt vor den Neutern glücklich bis ans Thor. Erst nachdem wir die Zugbrücke aufgezogen hatten, gaben wir das wiederholte Zeichen zum Einlaß. Bevor wir aber eingelassen wurden, hatten die Neuter auch schon den Graben erreicht. Von der Dunkelheit begünstigt blieb ihnen aber unser Einlaß verborgen."

Kann hatte Tavor seine Erzählung so weit geendet, als sich auch schon ein weit verhallernder Ruf hörbar machte, der in geringen Zwischenräumen mehrmals wiederholt wurde.

„Das sind die Neuter, sagte Tavor; wir müssen sie durch List zu entfernen suchen.“

Nach einigen Verathschlagungen wurde Tekin beordert die Warthe zu besteigen und mit kläglicher Stimme nach dem Begehrten der Fremden zu fragen. Als diese Einlaß begehrten, mußte er erwiedern, daß er, ein Knabe und zu schwach sei, das Thor zu öffnen, geschweige denn die Zugbrücke herabzulassen. Die Bewohner der Fazenda lägen alle am Fieber erkrankt und drei derselben seyen schon in verflossener Nacht an dieser gefährlichen und ansteckenden Krankheit gestorben.

Die Antwort des Knaben schien den Neutern um so glaubhafter, da sie erst vor wenigen Tagen durch einen Ort in der Provinz gekommen waren, in welchem das Fieber wüthete und bereits über die Hälfte der Bewohner weggerafft hatte. Sie selbst glaubten sich nur durch schnelle Entfernung aus dem Orte gerettet zu haben. Einige unter ihnen, denen die Gefahr bei einem so furchtbaren Gewitter im Freien zu kampiren größer erschien, als die Gefahr dem Fieber zu unterliegen, schlugen vor, den Uebergang über den Graben noch einmal zu versuchen, allein ihr Vorschlag wurde von der Mehrzahl verworfen und der Beschluss gefaßt, vor der Brücke zu übernachten und den anbrechenden Tag abzuwarten. In wenigen Minuten loberte ein helles Wachtfeuer vor dem Thore auf. Die Neuter hatten es umlagert und verzehrten bei dem Schein desselben ihre geringen Lebendmittel, die sie noch mit sich führten. Die Pferde waren abgesattelt und abgesäumt und suchten sich, so von allen Banden befreit, selbst ihre Nahrung.

Auf der Wache blieb ein Posten, regelmäßig alle Stunden abgelöst, und drei Bewaffnete hielten an der Schwelle des Hauses ihre Wacht. Die übrigen Bewohner der Fazenda begaben sich zur Ruhe.

Viertes Kapitel.

Die edlen Steine in des Flusses seichtem Grund
Verlockten Tausende die Heimath zu verlassen;
Doch Reichthum schloss noch niemals einen ew'gen Bund
Mit dem Geschick. Extreme müssen stets sich hassen.
Den grössten Schatz hat der auf Erden hier gefunden,
Der, selbst ein edles Herz, mit Edlem sich verbunden.

Der Greis, den wir bisher unter dem indianischen Namen Tatentja kennen gelernt haben, war ein Deutscher von Geburt; Sproßling einer altadelichen Familie, die durch Unglücksfälle mancherlei Art, zu dem Entschluß gekommen war, ihr Glück in einem anderen Welttheile zu versuchen. Sie brachte die Ueberreste ihres ehemals sehr bedeutenden Vermögens zusammen und verließ den Ort, in welchem ihr ältester Sohn Eduard, unser Tatentja, sein Das sein empfangen hatte.

Die in allen öffentlichen Blättern mitgetheilten und vielfältig übertriebenen Gerüchte von den ungewöhnlichen Reichthümern, welche in Brasilien seit der neuen Entdeckung der Diamanten ohne grosse Schwierigkeiten zu erlangen wären, hatten auch Eduards

Vater veranlaßt, das Ziel seiner Wünsche nach jedem Lande auszustecken.

Die erste Entdeckung der Diamanten in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, in dem Distrikt von Serro do Frio, gehört eigentlich schon dem Ende des 17ten Jahrhunderts an; denn lange vorher, ehe sie als Edelsteine erkannt worden waren, hatten in den Gewässern des Morinhos, die dem Rio Pinhniro zuflossen, die Neger beim Goldwaschen Diamanten gefunden und diese glänzenden kleinen Steine als Spielzeug benutzt, aber erst im Jahre 1728 wurden sie in Lissabon, wohin ein gewisser Bernhardo da Silva Lobo zufällig einige der selben mitgenommen hatte, erkannt; und nun erst dem Gouverneur von Minas angegeben, die Entdeckung zu benutzen. Die Art und Weise, wie diese Entdeckung von der portugiesischen Regierung und ihren Satrapen in Brasilien benutzt wurde, ist bekannt und der Erfolg hat bewiesen, wie maugelhaft sie war.

Die Gewißheit des Vorhandenseyns der Diamanten in den Flüssen Ubaeté und Indala und andern, fällt erst in das Jahr 1769, nachdem verschiedene Abenteurer in diese Gegend gekommen und durch ihre in ein geheimnisvolles Dunkel gekleidete Mittheilungen, auf diese Distrikte aufmerks-

sam gemacht hatten. In Folge dieser geheimnißvollen Angaben drangen mehrere Rotten von Albuzeur, von den Portugiesen *Vandeiras* genannt, in jene Distrikte an den Ufern des Rio Abaeté vor, und fanden in der That in allen jenen Flüssen den gesuchten Edelstein.

Um jene Zeit nun, als die Nachricht von der Entdeckung der Diamanten in diesem Distrikte in Deutschland bekannt geworden war, schickte sich Eduard's oder Tatuzia's Vater mit seiner Familie zur Uebersiedlung nach Brasilien an. Die Uebersfahrt, die damals noch mit größeren Entbehrungen als jetzt verkaüpft war, und die vielen Unbequemlichkeiten, mit denen sie gleich nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro zu kämpfen hatten, ließ der Familie in sehr kurzer Zeit einen Schritt bereuen, der einmal gethan, nicht mehr ungeschehen zu machen war. Eduard allein hatte das erduldete Ungemach in dem Gedanken für die Zukunft, die ihm so viel zu versprechen schien, bald vergessen und blieb fest entschlossen, ein Land nicht wieder zu verlassen, das von der Natur so überreichlich ausgestattet worden war. Eine Ueberzeugung, die er bei jedem Ausfluge in die Umgegend mehr und mehr bestätigt fand.

Noch hatte der Jüngling nicht sein 24stes Lebensjahr vollendet, als ihm der Tod seine Mutter

und bald darauf auch seinen lebensmüden Vater entriß. Die letzten Worte seines stets liebewollen Vaters wurden der Leichtern seines Lebens. Erfahrungen der bittersten Art, die der Sterbende gemacht hatte, gaben ihm den Gedanken ein, seinen Sohn Eduard mit diesem, fast alleinigen Nachlaß zu bescherten.

Wenn du glücklich werden willst, sagte der sterbende Vater zu seinem Sohne, so halte fest an deinem Glauben, den du durch die sorgfältigste Erziehung erlangt hast. Du bist ein geborner Protestant. In dem Lande, das wir durch meinen unbeständigen Glückswechsel zu unserem Aufenthalt gemacht haben, herrscht, wie du weißt, die katholische Religion und zwar in einem so hohen Grade, daß Männer unseres Glaubens nicht blos nicht geachtet, sondern sogar bewacht und verfolgt werden. Der Gedanke an diese Verfolgung schrecke dich nicht. Im Gegenteil, er ermuntere dich um so fester in deinem Glauben zu werden. Niemals! ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, niemals ändere deine Religion, weder im Herzen noch zum Scheine öffentlich. Ewige Gewissensbisse würden dich bis an das Ende deines Lebens verfolgen. — Gib mir deine Hand darauf. — Ich kann nicht eher sterben, bis du mir dies Versprechen abgelegt hast.

Eduard, fuhr er fort, ich war so unglücklich — so unsinnig, den Glauben, in dem ich erzogen worden, zu verlassen. — Hier in diesem Lande würde ich katholisch, weil ich hoffte, durch diese Veränderung meine und eure Lage zu verbessern. Aber ich habe mich geirrt — ich habe die Verbesserung unserer Lage nicht gefunden und meine Ruhe, meine Selbstzufriedenheit dabei geopfert. — In diesem Augenblick bin ich nicht mehr Katholik, und mein Gewissen hat sich soweit beruhigt, daß ich wieder zu Gott beten und um meine Erlösung bitten kann.

Noch einmal, mein Sohn, halte fest an deinen Glauben, denn nur ein wahrhaft gläubiges Herz wird hier Befriedigung finden, in dem Leben voller Täuschung. Mit einem wahrhaft gläubigen Herzen, mit Ausdauer und Beharrlichkeit wird der Christ jedes Ziel erreichen, nach dem er strebt."

Tief hatten sich diese letzten Worte des sterbenden Vaters in Eduards Herz gegraben. Er schwur dem Vater niemals von seinem Glauben zu lassen, und der Gedanke erwachte in seiner Seele, mehr noch zu thun. „Wenn es nur der Ausdauer und Beharrlichkeit bedarf, um mit einem wahrhaft religiösen Gemüth jedes Ziel zu erreichen, sagte er zu sich selbst, so soll es mir nicht fehlen. Ich will un-

serem christlichen Glauben neue Jünger zu führen, aus dem Schooße der Natur, ich will ihn verbreiten in dem Lande der Heiden und selbst die einstige Gefährtin meines Lebens soll erst durch mich eine Christin werden."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken gestattete er die irdischen Ueberreste seines dahingeschiedenen Vaters zur Ruhe.

Eduard und sein jüngerer Bruder Adolph übernahmen nun die Sorge der Erziehung ihrer kaum 10 Jahr alten Schwester Philippine und ließen kein Mittel unversucht sich ihre Lebensverhältnisse so vortheilhaft als möglich zu gestalten.

Für Adolphs Zukunft war im Ganzen besser gesorgt als für die Eduards, denn Adolph hatte obgleich 3 Jahr jünger als sein Bruder bereits mehrere Jahre die Universität besucht und sich in dem Studium der medizinischen Wissenschaften nicht unbedeutende Kenntnisse erworben. Eduard hingegen, von Jugend auf für die militairische Laufbahn bestimmt, hatte sich nur mit dem befaßt, was zur Ausbildung eines Offiziers höheren Ranges nöthig war, und nebenbei nur das Studium der Sprachen mit Eifer betrieben.

Die Ankunft eines jungen Portugiesen Diego Lopez aus Europa, den die Brüder schon früher in

ihrer Vaterstadt als Attaché bei der Gesandtschaft kennen gelernt hatten, gab ihrer Zukunft eine bestimmtere Richtung. Durch Fürsprache der angesehenen Verwandten des Diego gelang es dem jüngeren Bruder Adolph eine Anstellung als praktischer Arzt und dem älteren Adolph eine Stelle als Fähnrich bei einem der neu errichteten Cavallerie-Detachements in der Provinz Minas zu erlangen. Eduard wurde zwar durch diese Anstellung von seinen Geschwistern getrennt, er tröstete sich aber mit dem Gedanken auf diese Weise in eine ehrenvolle Laufbahn überzutreten, durch welche er im Stande seyn würde, für seine jüngere Schwester Philippine, sorgen zu können. Doch auch dieser Sorge wurde er überhöben, indem sich Philippine, noch ehe Eduard zu seinem Detachement abging, mit dem jungen Diego vermählte.

Eduard verließ Rio de Janeiro mit einem Herzen voller Thatkraft und mit dem ernsten Willen, dem Stande, den er seine Dienste gewidmet hatte, mit Leib und Seele zu dienen.

Der Distrikt, in welchem die Diamanten zuletzt entdeckt wurden, war bei der Ankunft des jungen Offiziers mit Grimpeiros (Schleichhändlern) wieder auf's Neue angefüllt und der General-Gouverneur Don Rodrigo José de Menezes gab die strengsten Befehle, den Unfug, den diese Grimpeiros

verübtten, durch alle erdenkliche Mittel zu steuern. Bei dieser Gelegenheit lernte Eduard erst die Menschen näher kennen, mit denen er seine Dienstes- pflichten theilen müsse. Die Befehle des Gouverneurs wurden nicht befolgt; mehrere Soldaten machten sogar ungestraft gemeinschaftliche Sache mit den Grimpeiros. Von den empörendsten Vorfällen war der junge Offizier Augenzeuge, ohne daß er im Stande gewesen wäre, sie zu steuern. Jahrlang ertrug er den Zustand des innern Unwillens über seine Gefährten, bis sein aufs Neuerste empörtes Gefühl ihn zu einem Entschluß brachte, der seiner Laufbahn als Soldat für immer ein Ende machte. So zu sagen Augenzwinge des schändlichen Verbresschens, das sich der Soldat Joao Duarte Camargo ungestraft zu schulden kommen ließ, bat Eduard um seine Entlassung. War es die Furcht seiner nächsten Vorgesetzten, daß der stets mit misstrauischen Augen beobachtete diensteifige Offizier, ihnen durch seine Rückkehr nach der Hauptstadt Nachtheil bringen würde, oder war es die Folge einer anderen geheimen Intrigue, genug Eduard erhielt zwar die erbetene Entlassung, aber zugleich mit dem Verbot nach Rio de Janeiro zurückzukehren.

Obgleich ihn dieser Befehl ganz unerwartet traf, so war doch sein Entschluß alsbald gefaßt.

Die Gedanken, welche die letzten Worte seines sterbenden Vaters in ihm erweckt hatten, traten lebhafter als je vor seine Seele. Mit allen seinen Habeseligkeiten und in Begleitung seines treuen Sklaven Domingo, eines Negerknaben, begab er sich auf den Weg in das Innere des Landes. Nach einer mühseligen langen Reise traf er in der Villa da Ponta eine portugiesische Familie, die ihn lieb gewann und ihn vermochte, bei ihr seinen einstweiligen Wohnsitz aufzuschlagen. Hier fand er eine junge Indianerin, Namens Mahon, von ausgezeichneter Schönheit und einem so edlen Herzen, daß er voll Liebe für sie entbrannte. Durch seine Lehren ward Mahon eine Christin. Er vermählte sich mit ihr und zog an das Ufer des Rio St. Francesco, wo er sich in dem schon beschriebenen Thale fern von der Welt ansiedelte und 10 Jahre lang in der Zurückgezogenheit glücklich lebte. Einige Verwandte seiner Lebensgefährten waren ihm nach seiner Ansiedlung gefolgt und hatten ihm hülfreiche Hand geleistet, sie in kurzer Zeit in einen bewohnbaren Zustand zu bringen. Seine Gattin hatte ihn, der um jeder Nachforschung zu entgehen, den indianischen Namen Tatenja annahm, mit einem Sohne beschenkt, den uns bereits bekannten Tavor. Schon fing das kleine Werk seiner Hände Arbeit zu erblühen an,

als er seine Schöpfung, durch die herumstreifende Soldateska, vor seinen Augen, der Wuth des Feuers Preis gegeben, in Asche gelegt sah. Nur einige werthvolle Gegenstände, die er der Erde zur Aufbewahrung anvertraut hatte, blieben ihm von allen seinen Habseligkeiten, aber sein Muth wurde das durch nicht gelehmt; mit Hülfe seiner herrlichen Gattin und seines 10jährigen Sohnes Tavor baute er sich eine neue armselige Hütte. Seiner Aussdauer gelang es in wenigen Jahren, aus derselben, die zuerst beschriebene Fazenda ganz so zu erschaffen, wie sie seyn mußte, um einem ähnlichen Verhängniß zu entgehen.

Mehrere indianische Familien hatten sich nach und nach zu ihm gesellt, seine Sitten und seinen Glauben angenommen; so daß er nun, nicht blos als Familienvater, sondern auch als Gründer einer Colonie von nah an hundert Seelen, eine höchst ehrwürdige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahm.

Seine Gattin war gestorben, aber sein Sohn Tavor hatte eine Indianerin geheirathet, die dem Wunsche Tatenjas zu Folge zum Andenken an die Verstorbene den Namen Mahon annahm.

Fünftes Kapitel.

Aus dem kleinen Gottestempel
Lobgesang zum Himmel schallt;
Jeder trägt der Andacht Stempel
In dem Herzen, Jung und Alt.

Zeigt die Melodien schweigen,
Ach! der Freude Engel naht;
Eh' die Stunden sanft sich neigen,
Kommt der Lohn der edlen That.

Naum war der erste Schein des neuen Tages über die gegen Morgen gelegene Kaffeplantage gedrungen, als auch die vor dem Thore der Fazenda gelagerten Reuter das verkohlte Wachtfeuer verlassen und ihre Rosse, die sich auf den herrlichen Wiesen an den Ufern des Pororóca weidlich genährt hatten, zum Abmarsch sammelten. Der Entschluß weiter zu ziehn war während der Nacht zur Ueber einstimmung gekommen, indem die Furcht vor einer so bösartigen, ansteckenden Krankheit wie das Fieber in einigen Gegenden der Provinz war, noch allzu lebhaft vor ihrem Geiste schwabte, um nicht jeden anderen Gedanken zu beherrschen. Sie bestiegen ihre Rosse unter Verwünschungen des Orts, den sie

so unverrichteter Sache verlassen müsten; denn ihre Absicht war keine andere gewesen, als sich der etwanigen Schäze der Fazenda zu bemächtigen und das stolze Adlersnest, wie sie es nannten, in Asche zu legen. Schon manche einsame und ohne Vertheidigung gefundene Wohnung, hatten sie unter Anführung ihres Sergeanten Jozé, am Ufer des St. Francesco, vernichtet; einigermaßen durch den Befehl des Gouverneurs der Diamantendistrikte dazu autorisiert, welcher ihnen gebot, die Ansiedelungen an den Diamanten haltigen Flüssen auf jede erdenkliche Weise zu verhindern. Aus diesem Grunde ist es erklärlich, weshalb sie ungestraft solche Gräueltaten ausüben konnten.

Schon früher hatte Tatentja's Ansiedelung, wie wir bereits gesehen haben, ein ähnliches Schicksal erfahren. Diese traurige Erfahrung stets vor Augen habend, war auch bei seiner neuen Ansiedelung, sein Hauptaugenmerk auf Vertheidigung gerichtet. Er wurde bei dem Bau derselben durch den Umstand begünstigt, daß die gefährliche Soldateska während der Zeit mit den überhand nehmenden Grumpeiros so sehr im Innern der Diamantendistrikte beschäftigt war, daß sie ihr Augenmerk nicht auf weit entlegene Punkte richten konnte; und daß

die gefürchteten Caïtes und Topinambas, 2 wilde indianische Stämme im Kriege verwickelt waren.

Sobald der auf der Warthe befindliche Posten den Aufbruch der Reuter gemeldet hatte, rief Tatentja den Malequies und den getreuen Dzvare und beorderte sie, den Reutern unbemerkt so weit zu folgen, bis sie mit Gewissheit angeben könnten, nach welchem Distrikt dieselben sich wenden würden. Als diese Kundschaften zur Pforte hinaus gelassen waren, ordnete Tavor die Arbeit des Tages an; bevor sich jedoch jeder an das ihm übertrageue Geschäft begab, versammelten sich alle Bewohner der Fazenda, auf das besonders dazu gegebene Glockenzeichen, in der Kapelle und Tatentja erschien mit feierlichem Ernst unter ihnen. Vom ersten Entstehen dieser, seinem Eifer verdankenden Colonie, hatte er eine so geregelte Lebensweise eingeführt, wie man sie wohl selten, selbst in den cultivirtesten Staaten Europas finden wird. Jeden Morgen, bevor die gewöhnliche Tagesarbeit ihren Aufang nahm, versammelte sich Jung und Alt in der Kapelle, um in einem gemeinschaftlichen Gebet Gott um seinen Segen für den bevorstehenden Tag anzuflehen und für den ihnen gewordenen Schutz in der verschlossenen Nacht zu danken. Tatentja, im protestantischen Glauben erzogen, und fern von dem absurdem Mysticismus

mus, verrichtete alle geistlichen Geschäfte unter seiner kleinen Heerde in eigner Person; ein Umstand, der ihn die Herzen seiner Umgebungen immer geneigter und anhänglicher machte. Obgleich die kleine Kapelle mit dem Kreuze, ihrem Neufseren nach, dem katholischen Glauben anzugehören schien, so war sie doch in der That eine protestantische Kirche, in welcher Tatzenja, mit seltener Veredsamkeit, an jedem Sonntage eine Rede im protestantischen Geiste hielt und zur Abwechselung Stellen aus dem neuen Testamente, mit einer dem Ungelehrten verständlichen Sprache, erklärte. Er hatte in dem kleinen Gotteshause seinen eigenen Sohn mit seiner geliebten Mahon getraut, seine kleine Enkelin und einige andere Neugeborene getauft und allen erwachsenen Kindern, nach vorhergegangenem Unterricht, die Confirmation ertheilt. Das einzige Geschäft, das er in dieser Kapelle noch nicht verrichtet hatte, war die Taufe eines Haiden; denn alle seine Sklaven und Sklavinnen hatte er schon vor der Vollendung derselben, bei ihrer Freisprechung in den Bund der Christenheit aufgenommen. Oft hörte man ihn daher den Wunsch aussprechen, auch dieses Geschäft noch vor seinem Ende vollziehn zu können.

Mit jedem neuen Mond theilte er das Abendmahl aus und ließ es sich selbst von seinem gottes-

fürchtigen Sohn reichen. Die Ueberzeugung von der Gottgefälligkeit der Verwaltung des geistlichen Amtes in seiner kleinen Gemeinde hatte sich bis zur Begeisterung bei ihm erhoben. In seinem Auge glänzte bei jeder Ausübung eines religiösen Geschäfts ein überirdisches Feuer. Seine Stimme war bei allen diesen Gelegenheiten so jugendlich und kräftig, daß man schwerlich nach derselben zu urtheilen, in ihm einen angehenden 70er erkannt haben würde. Durch unermüdeten Eifer und kräftiger Ausdauer hatte er selbst die von der Natur so stiefmütterlich bedachten Gesangsorgane seiner Sklaven so weit gebildet, daß sie einige geistliche Lieder recht angenehm zu singen im Stande waren und auf diese Weise den religiösen Uebungen einen Schwung gegeben, der sehr viel zur wahren Andacht beitrug. Unter allen Bewohnern der Fazenda war keiner mit so viel tiefem religiösen Gefühl begabt als Mahon, die deshalb als Muster allen andern vorglänzte. Sie stand aber auch in einer so hohen Achtung bei Jung und Alt, daß alle freudig ihr Leben für sie geopfert haben würden, wenn es die Noth erfordert hätte. — Ihr Benehmen, selbst gegen die geringste ihrer Dienerinnen, war so anmutig und von jeder Anmaßung fern, daß alle sich nur um so mehr beeiferten ihre, immer

nur in der Form eines Wunsches ausgesprochene Befehle auf's pünktlichste und gewissenhafteste zu erfüllen. Das Beispiel dieser kleinen Colonie könnte in der That in jedem Staate als Muster vorleuchten. Alles gründete sich in derselben auf echte Religiosität, fern von jedem blendenden Schein. Ordnung und Sittlichkeit waren Bedürfnisse und Gehorsam eine Gewohnheit, von der sich Niemand zu trennen wünschte. Die Macht des Beispiels hatte auch hier ihre Wunder ausgeübt. Tavor und seine Gattin verehrten den über Alles geliebten Vater mit wahrhafter Hingebung und gehorchten seinem, niemals durch Launen lästig werdenden Willen. Eben so Croáne, die einzige Vertraute Mahons, die von frühester Jugend mit ihr zusammen gelebt, und selbst während ihrer kurzen Ehe, die der Tod aufgelöst hatte, nicht von ihr gewichen war, denn ihr verstorbener Mann, ein begüterter Indianer, lebte als Freund des Tatenja in de'en Fazenda. Mahon und Croáne waren wie ein Paar sich liebender Schwestern, und obgleich letztere den höheren Schwung des Geistes der ersten entbehrte, so war doch ihr Gemüth in jeder Beziehung vollkommen ausgebildet.

Die Morgenandacht war vorüber; das einfache, aus Milch und Brod, von Mais und Fas.

v. Rango's Tatenja. I.

3

ringa bereitete, Frühstück verzehrt und fröhlich ging Jeder an seine ihm bestimmte Arbeit. Die am Abend vorher aus Besorgniß für das Gewitter, unter Dach gebrachten Heerde wiederten wieder in dem üppigen Grase und die ganze Flur schien mit einem Male wieder wie neu belebt. Nur wenige der älteren männlichen Bewohner waren mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, in den Gebäuden zurückgeblieben. Unter ihnen der treue Domingo, welcher seinem Herrn von Jugend auf diente und ihn nicht verlassen hatte, obgleich ihm Tatenja schon vor länger als 20 Jahren die Freiheit geschenkt hatte.

Tatenja, der glückliche Schöpfer dieser Ordnung erfüllten Regsamkeit, stand unter dem Schatten der Kapellbäume und überschaute seine kleine Welt mit innigem Wohlbehagen. An seiner Hand hielt sich Nahna, das liebliche Kind, die den gütigen Großvater mit Fragen bestürmte, die dieser mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Belehrung seiner Enkelin beantwortete.

„Sage mir, lieber Tatenja Großvater, fragte sie unter andern, wie kommt es nur, daß sich der gute Vater Gott niemals unseren Blicken zeigt? Ich habe mir's schon recht oft gewünscht, daß er einmal zu uns kommen möchte, damit ich ihn so sehen könnte, wie ich dich sehe und meinen guten Va-

ter Tavor und meine liebe Mutter Mahon; aber er kommt nicht.“

Tatenja war bei dieser Frage in Verlegenheit, wie er sie beantworten sollte; als aber Nahna hinzufügte: „Ich habe ihn doch niemals beläugigt oder wissentlich gefränt“; da antwortete der Großvater, indem er sich auf ein Felsstück niederließ und seine Enkelin vor sich nahm: „Mein liebes Kind, du wirst den guten Vater Gott vereinst schauen, wenn du diese irdische Welt verläßt. So lange wir hier auf Erden wohnen, müssen wir uns damit begnügen, ihn durch seine Werke zu erkennen.“

„Also wenn wir todt sind, werden wir ihn sehen?“

„Wenn unser Leben untadelhaft war, ja.“

„O, da möchte ich gern recht bald sterben, damit ich ihn sehe, den mein guter Großvater und meine lieben Eltern, Tavor und Mahen, so sehr lieben, daß sie immer von ihm und mit so vielem Lobe sprechen und beten.“

„Du wolltest uns also gern verlassen, um den allglütigen Gott recht bald zu sehen?“

Nahna besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Ja, Großvater, wenn ich gleich wieder zu euch kommen könnte; da es aber nicht geht, wie du mir oft schon gesagt hast, daß die Todten wieder

zu ihren Angehörigen zurückkommen können, so will ich doch lieber bei euch bleiben, bis mich der gute Vater Gott selbst zu sich ruft. Auch fällt mir ein, daß du mir gesagt hast, daß ich bald die Stütze meiner lieben Mahon sein würde; und daß ich mich schon jetzt bekleidigen sollte, ihr bei ihren Geschäften behülflich zu sein, damit es ihr nicht so schwer fiele, einer so großen Wirthschaft vorzustehen. Aber seht nur Großvater, rief sie sich selbst unterbrechend, wer kommt denn dort aus dem Hohlweg geritten?"

Tatenja richtete den Blick nach dem von Nahna bezeichneten Orte und sah einen wohlbewaffneten Reuter vorsichtig den Berg hinabreiten. Sein Be- mühen, den Reuter zu erkennen, war vergebens und doch schien ihm die hohe Gestalt desselben so bekannt.

Der Anzug des Fremden war der eines europäischen Reisenden; eine grüne Pikesche, nanquine Pantalons und Stiefeln mit Sporen. Eine Büchse über die Schulter, einen leichten Cavallerie-Säbel um den Leib geschnallt, und in den Halstern zwei Pistolen, waren seine sichtbaren Waffen. Das Pferd trug außer seinem Reuter noch einen Mantelsack, der mit Riemen an den Sattel befestigt war und über denselben einen Zeugmantel, wie man ihn auch in heißen Ländern, als Schutz gegen den Staub, zu tragen pflegt. Der Reuter selbst schien ein ho-

her Fünfziger. Sein männlich schönes, aber blasses Gesicht verrieth eine Stimmung, die zwischen Besorgniß und Hoffnung zu schwanken schien. Seine Haltung war edel und seine Gestalt auf dem kleinen Pferde groß. An dem Steg des Pororóca angelangt, schien er unschlüssig, ob er sich dem nur für Fußgänger bestimmten Uebergang anvertrauen oder durch den Fluß reiten sollte. Seine Unschlüssigkeit ward aber durch die instinktmäßige Wahl seines Pferdes gehoben, das ohne sich durch den kürzer gefaßten Zügel irren zu lassen, den Weg durch das Wasser einschlug. Vor der Zugbrücke hielt der Reuter an, stieg ab und ging an die verschlossene Pforte.

Tatenja war indessen mit der kleinen Nahna den Kapellenberg hinabgestiegen und trat mit ihm zugleich in den Hof. Der Fremde redete den Domingo, der ihm die Pforte geöffnet hatte, mit den Worten an: „Ich wünschte den Besitzer dieser Fazenda zu sprechen.“ Domingo nahm ihm das Pferd ab und zeigte auf seinen eben herbeigekommenen Herrn.

Nach der gewöhnlichen Begrüßung standen sich beide, der Fremde und Tatenja, einige Augenblicke in geringer Entfernung sprachlos gegenüber, und zwar in einer fragenden Stellung, in der Einer den

Andern zu erkennen sich bemühte. Der Fremde brach zuerst das Stillschweigen. „Vergebt mir,“ sagte er, wenn ich euch störe. Ich bin ein Fremder, der diese von der Natur so reichlich ausgestattete Gegend kennen zu lernen wünscht.“

Tatenja blieb immer noch im Anstaunen des Fremden begriffen und schien seinem Gedächtniß die Aufgabe der Wiedererkennung gegeben zu haben. Er hatte in diesem Zustande die Anrede des Fremden überhört und sprach den Willkommen, gleichsam unbewußt. Der Fremde, den die scharfen forschenden Blicke Tatena's nicht zu befremden schienen — wiederholte seine Anrede; aber die Erwiederung blieb immer noch aus; und Tatena's forschende Blicke schienen sich immer mehr und mehr zu schärfen. Endlich öffnete er die bebenden Lippen. Ganz leise ertönte der Name Adolph aus seinem Munde, und lauter, mehr Sicherheit verrathend, rief er: „Adolph, mein Bruder! Ja, du bist's, mir sagt's mein klopfendes Herz.“

Die Stimme der Natur hatte wahr gesprochen. Der Fremde war der seit 40 Jahren von ihm getrennte Bruder.

Im nächsten Augenblick lagen sich beide Brüder sprachlos in den Armen.

Sechstes Kapitel.

Treus Bilder der Vergangenheit
Zeig' ich deinen Bruder-Blicken;
Ach! wie gern vergeß' ich jedes Leid
In der Gegenwart Entzücken.

Ein Tag der Freude war für alle Bewohner der Fazenda, der des Wiedersehens der beiden so lange getrennt gewesenen Brüder. Mahna war Zeugin des seltenen Plustritts gewesen, dessen Grinnerung, obgleich ihr kindliches Gemüth die Bedeutung des selben noch nicht in ihrem ganzen Umfange empfunden konnte, nie aus ihrem Gedächtniß entchwand. Eiligst war sie zu ihrer Mutter gehüpft, um die Überbringerin einer so freudigen Botschaft zu sein, und als sie den Eindruck bemerkte, den sie hervor gebracht hatte, auch in den Baumgarten, wo sie den Vater zu treffen hoffte, hinaus geeilt, „Tayor! Vater! rief sie ihm schon von ferne entgegen, komm geschwind herein, Onkel Adolph ist angekommen.“

Zu oft hatte Tatjenja seines jüngeren Bruders gedacht und in seinen vertraulichen Gesprächen mit

den Gliedern seiner Familie, den Wunsch ausgesprochen, ihn und seine Schwester Philippine noch einmal in diesem Leben wiederzusehen, als daß Nahna, die aufmerksame Zuhörerin der Erzählungen des Großvaters, nicht schon längst selbst den Onkel Adolph herbei gewünscht haben sollte. Er war ihr deshalb auch keine fremde Erscheinung, als er wirklich dem Großvater gegenüber stand.

Taylor kam noch zeitig genug, um an dem ersten Eindruck der freudigen Überraschung seines Vaters Theil zu nehmen. Mahon war ganz Auge und Ohr, bei dem Anblick des lange erwünschten Onkels und selbst Croáne weinte eine Thräne der Freude. In wenigen Augenblicken hatte sich die Nachricht der Ankunft eines so lieben Gastes unter allen Bewohnern der Colonie verbreitet und alle eilten herbei, den Bruder des verehrten Familienvaters zu sehen und ihn herzlich zu bewillkommen.

Die ersten Stunden der Wiedervereinigung verschlossen den Brüdern mit Fragen und Antworten, die sich auf die gegenseitigen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart bezogen.

Adolph hatte eine flüchtige Skizze seines Lebens gegeben. Er war mit einer Portugiesin verheirathet, die schon in ihrem ersten Wochenbette ihr Leben beschloß. Sein Sohn — zum Andenken an den ges-

liebten Brüder — Eduard genannt, mußte der Pflege der verheiratheten und kinderlos gebliebenen Schwester Philippine übergeben werden. Er selbst, untröstlich über den Verlust seiner geliebten Gattin war bald nach ihrem Tode nach Europa gereist, theils um sich zu zerstreuen, theils aus Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen. In Deutschland hatte er unerwartet die Nachricht empfangen, daß der einzige Bruder seines Vaters noch lebe und sehnlich den Wunsch geäußert habe, einen der Söhne seines in Brasilien verstorbenen Bruders noch vor seinem Ende zu sprechen.

„Eduard, erzählte Adolph, ich hätte gewünscht, du wärest an meiner Stelle gewesen. Ich erfüllte den Wunsch des Onkels und reiste zu ihm.“

Niemals habe ich einen Mann gesehen, der seine Freude so auszudrücken im Stande gewesen wäre. Kinderlos wie er war, hatte er den Entschluß gefaßt, uns sein bedeutendes Vermögen ganz uneingeschränkt zu vererben. Um jeder schwierigeren Auseinandersetzung mit den Gerichten vorzubeugen, schrieb er sein Testament in meiner Gegenwart und in Gegenwart eines Notars eigenhändig nieder. — Ich ward darin als Universalerbe eingesetzt. Du wirst, sagte er zu mir, treulich mit deinen Geschwisterntheilen und dir alle Mühe geben, deinen Bruder Eduard,

und wenn er nicht mehr am Leben seyn sollte, doch einen Sprößling von ihm aufzufinden. — Sein Wunsch bestimmte mich, bei ihm zu bleiben, bis er vor ungefähr neun Monaten selig entschlief. Ohne alle Hinderuisse gelangte ich in den Besitz eines Vermögens, dessen Höhe bei weitem meine hühnster Erwartungen überstieg. Ungesäumt reiste ich nach Rio de Janeiro zurück, um unserer Schwester und meinem Sohne die Glückbotschaft zu überbringen und dann nach deinem oder der Deinen Aufenthalt zu forschen. Philippine war nicht mehr in Rio de Janeiro. Ihr Gemahl hatte einen Ruf nach Lissabon bekommen, dem er gefolgt war. Mein Sohn hatte aus Vorliebe für den Militairstand bei den brasiliischen Truppen Dienste genommen, und mit Genehmigung seines Chefs Philippinen auf ihrer Reise nach Lissabon begleitet. Zwei Monate forschte ich vergebens, um auch nur die entfernteste Spur von dir aufzufinden. Endlich gelang es mir durch Zufall. Du erinnerst dich vielleicht, daß unsere Eltern eine junge Negerklavir mit ihrem Sohne gekauft hatten. Du nahmst den Sohn mit, als du zu deinem Detachement abgingst. Diese Negerin, welche bei Philippinen blieb, von ihr aber in Rio de Janeiro zurückgelassen wurde, traf ich bei einer befreundeten Familie. Sie hatte einige Tage zuvor von ihrem Sohne Domingo die erste Nachricht

seit 20 Jahren erhalten, und theilte mir dieselbe, ohne zu ahnen, welchen Dienst sie mir dadurch leistete, mit. Durch sie erfuhr ich, daß Domingo immer noch bei seinem Herrn sei, welcher an dem Rio St. Francesco eine Fazenda erbaut habe. Die Beschreibung der Lage der Fazenda war aber so unvollkommen, daß es in der That nur als eine Fügung des Himmels angesehen werden kann, daß ich dich wiedergefunden habe. Es genügte mir für den ersten Augenblick, die Sicherheit deines Lebens zu haben und wenigstens den Namen des Flusses zu wissen, in dessen Nähe deine Wohnung sich befindet sollte.“

„Nun habe ich dich gefunden, und wenn du mich bei dir behalten willst, so bleibe ich einige Zeit hier, ehe ich meinen Sohn auffuche, der wahrscheinlich noch nicht von seiner Urlaubsreise zurück sein wird.“

Der Versicherung Tatenja's, daß er willkommen sei, bedurfte es nicht. Schon der erste Empfang hatte ihm darüber vollkommen aufgeklärt.

„Wie aber, fragte Tatenja, ist es dir gelungen, meinen Wohnort zu finden?“

„In der Ildea de St. Anna angelangt, antwortete Adolph, forschte ich nach einem Indianer, dem die Ufer des Rio de Francesco bekannt sein

höllten. Ich fand ihn. Nachdem ich ihm alle Merkmale mitgetheilt hatte, an die er dich und deinen Wohnort erkennen sollte, sagte er mir, er kenne nur eine Fazenda an dem genannten Flusß und zwar auf dem rechten Ufer desselben, die einem Herrn zugehören möchte, der einige Nehllichkeit mit dem Beschriebenen haben könnte. Meinen dringenden Bit-ten, mich nach dieser Fazenda zu führen, genügte er nur so weit, daß er mir versprach, mich bis an den Punkt zu führen, wo der Weg zu derselben von der großen Straße abginge. Er hielt Wort. Von jenem Punkte habe ich auch keinen anderen Weg mehr gefunden, der mich von dem Pfade zu dir hätte abbringen können. Ich sage Pfade — denn Weg kann ich es nicht nennen, und nicht einmal Fußsteig, denn die Spuren menschlicher Tritte sucht man vergebens. Nur die Unmöglichkeit, rechts oder links auszuweichen, macht es zu einem Pfade. — Welcher menschliche Geist, setzte er mit Begeisterung hinzu, kann sich's träumen lassen, daß ein so unbestreiter, einsamer, ich möchte sagen schauerlicher Pfad zu einem solchen Paradiese führen würde, wie das ist, was du bewohnst."

„Die Erfahrung macht klug, entgegnete Tatzenja. Hier wird Niemand den Verbannten auffischen, um ihn durch Intrigue zu vernichten.“

Noch lange schwelgten die glücklichen Brüder in der Erinnerung verslossener Zeiten und tauschten gegenseitig ihre Gedanken und Erfahrungen aus; dann aber folgte Adolph der Einladung Mahons, die Einrichtung des Wohnsitzes in Augenschein zu nehmen, der ihn schon bei dem äusseren Anblick so paradiesisch erschien war. Mahon von ihrer fröhlichen Tochter begleitet, übernahm es den geliebten Onkel in dem Innern der Gebäude herumzuführen, während Tatjana seine Siesta hielt. Die Geräumigkeit der Gebäude und ihre zweckmässige Anlage übertraf alle Erwartungen Adolphs. Aus dem Familienzimmer traten sie zuerst in die Vorhalle, die gleichsam den Mittelpunkt des Wohngebäudes ausmachte; dann zur rechten derselben, in 3 nebeneinander gelegene Zimmer, wovon das erste dem Aufenthalt der Kinder und Kinderwärterin bestimmt war. Das zweite diente als Schlafgemach Tayor's und seiner Gattin und das dritte war das des Grossvaters. Zur linken der Vorhalle durchschritten sie einen breiten Gang, an den verschiedene Kammern zur Aufbewahrung der Vorräthe stießen. Die Vorräthe zogen nicht minder die Aufmerksamkeit und Bewunderung Adolphs auf sich. Nichts fehlte, was zu einer gut eingerichteten Wirthschaft gehörte; alles war im Ueberfluss vorhanden. Wie sehr diese Vor-

rathskammern, von denen der brasillianischen Fazendas abstachen, aus denen gewöhnlich nur Mangel und Unordnung überall herausblickt, könnte Adolph am besten heilen, indem er auf seiner langen Reise von Rio de Janeiro so manchen Wohnsitz brasiliensischer und portugischer Besitzer in Augenschein zu nehmen Gelegenheit gehabt hatte. — Am Ende des Ganges öffnete Mahon 2. Thüren. Die eine führte in das sogenannte Fremdenzimmer, deren Inneres die Bemerkung aufdrang, daß fremde Gäste in der Fazenda Tatentja's eine große Seltenheit seien müsten, denn alles in demselben, Betten, Vorhänge, Möbel und selbst die auf Fußboden ausgebreiteten Strohmatten waren noch neu und fast unberührt, obgleich die ganze Einrichtung bereits über 10 Jahre bestand. Neben dem Fremdenzimmer befand sich noch ein kleines Kabinett, welches gleichfalls mit einem Bett und allen nöthigen Bequemlichkeiten versehen war. Die zweite geöffnete Thür führte in die geräumige Halle der Dienerschaft, in welcher in einem Kamин, der theilweise zum Küchentheerde benutzt wurde, ein helles Feuer loderte.

Grade über vor dem Wohnhause waren die Wohnungen der übrigen indianischen Familien, welche sich unter dem Schutze Tatentja's dort niedergelassen hatten. An diese Wohngesäude lehnten sich

in symmetrischer Ordnung die Wirthschaftsgebäude und ein für die häusliche Einrichtung der männlichen Dienerschaft bestimmtes Haus: Die Ställe schlossen den Hofraum, auch an ihrer Einrichtung erkante man den erfahrungsreichen Geist ihres Erbauers. Obgleich ohne allen äußerem Luxus entsprachen sie ganz dem Zwecke die bedeutenden Viehheerden für die schädliche Einwirkung der schlechten Witterung und der oft sehr kalten Nächte zu schützen und sie bei längerem Aufenthalt unter dem Obdache bequem füttern und abwarten zu können. Kühe wurden nur wenige gehalten und grade nur so viel, als zum Bedarf der Colonie erforderlich waren; desto mehr aber Ochsen und Schweine, welche Handelsartikel ausmachten. Die Zahl der Pferde war bereits auf einige und dreißig angewachsen und doch waren sie für den Bedarf noch nicht ausreichend. Der ganze Hof wimmelte von Federvieh, unter denen die Haushühner wegen ihrer Größe und Schönheit besonders auffielen.

In dem oberen Stocke des Wohnhauses befand sich noch eine schön eingerichtete Wohnung. Diese war dem Onkel zu seinem Gebrauch überwiesen. Er genoß von derselben die herrlichste Aussicht und übersah aus seinem Wohnzimmer fast die

ganze umliegende Gegend, wie wir sie bereits beschrieben haben.

Der Abend verging mit traulichen Gesprächen, ohne daß sich etwas anderes Erhebliches zugetragen hätte, als die Rückkehr Tekin's und Dzváres, welche den Reutertrupp so weit nach geschlichen waren, bis sie sich überzeugt hatten, daß verselbe über den Rio St. Francesco gesetzt, das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Siebentes Kapitel.

Horch auf! das war der Esel Geschrei,
Sie locket die Nachtvögel herbei.
Ha! mögen sie kommen die nächtlichen Gäste,
Sie werden empfangen, ja wahrlich auf's Beste.

Mehrere Tage waren in der Gleichförmigkeit des Alltagslebens verflossen. Adolph hatte täglich nach der Morgenandacht, die Kinder Nahna und Mathasma an der Hand, einen Spaziergang in die nächsten Umgebungen gemacht und war jedesmal entzückt von den Naturschönheiten der Gegend, nach Hause zurück gefehrt. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs hatten ihn, da er auch Botaniker war, besonders ergrözt und er konnte ihre Mannigfaltigkeit und Uerpigkeit des Wuchses niemals genug preisen. Sehr behülflich war ihm Nahna beim Einsammeln merkwürdiger, ihn selbst zuweilen noch ganz unbekannter Pflanzen und mit Vergnügen beobachtete er die scharfe Unterscheidungsgabe und überhaupt den Geist des kleinen Mädchens, deren Fähigkeiten weit über ihr Alter hinausragten. Es gereichte dem höchst

wissenschaftlich gebildeten Manne zur innigsten Freude, so viele geistige Anlagen bei dem Kinde schon in der Entwicklung zu finden, und gern unterhielt er sich mit ihr wohl Stunden lang über Gegenstände des Glaubens, von denen Nahna nicht blos mit kindlicher Einfalt zu sprechen verstand, sondern auch völlig davon ergriffen war.

„Mahon sagte er eines Tages, Du hast Dir in der That einen kleinen Engel an deiner Tochter erzogen. Sie würde der Erziehung des größten Pädagogen Ehre machen.

Bescheiden erwiederte Mahon, daß sie dieses Glück nur der weisen Lehren Tatenja's verdanke und sich selbst nur das Verdienst zuschreibe, den glücklichen Erfolg dieser Lehren nicht durch unweise Behandlung des Kindes aufgehalten oder zerstört zu haben.

An einem der folgenden Tage, stand Adolph mit seinem Bruder auf dem Kapellenberge und über schaute mit forschenden Blicken die ganze Ausdehnung der Besitzung, um die sich Tatenja so vieles Verdienst erworben hatte; da bemerkte Adolph in der Richtung nach dem Rio St. Francesco hin eine Staubwolke, die sich nach und nach zu nähern schien. Tatenja behauptete, sie könne nur von einer bedeutenden Anzahl Reuter herrühren, welche sich der Richtung, die

die Staubwolke nahm zu urtheilen, gradenwegs auf die Fazenda zu bewegte. „Ich fürchte, sagte er, es sind dieselben ungeladenen Gäste, die uns schon vor 8 Tagen, in der Nacht des starken Gewitters belästigten. Selten hatten ihn Vorahnungen dieser Art getäuscht, und er säumte daher keinen Augenblick, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln anzuwenden, von deren guten Erfolg er schon oft Beweise erlangt hatte.

Ohne Verzug ertönte das Glockenzeichen zur Heimkehr, der außerhalb der Umzäumungen beschäftigten Bewohner der Colonie.

Adolph war voll Bewunderung erfüllt, mit welcher Pünktlichkeit alle Befehle seines Bruders erfüllt wurden, und wie bei der Ausführung derselben die größte Ruhe und Ordnung herrschte. Tavor und Tekin mußten bewaffnet der Staubwolke entgegen ziehen. Sie benutzten bei diesem Streifzuge jeden Graben, jede Erhöhung, ja beinah' jeden Baum um sich ungeschnh dem unbekannten heranziehenden Gegeenstände zu nähren.

In wenigen Minuten waren, außer Tavor und Tekin, alle Bewohner der Colonie in den Hofraum zurückgekehrt und alle Heerden unter ihrem Odbache; die Zugbrücke ausgezogen und das Thur wohl verschlossen. Domingo stand auf der Wartthe, als Beobachtungsposten. Nachdem alles angeordnet und vorbes-

reitet war, bestieg auch Tatentja an dem Arm seines Bruders die Warthe, doch bald verhinderte die Abenddämmerung die entfernteren Gegenstände zu erkennen und die Brüder zogen sich in das Wohnzimmer zurück. Mahon hatte indessen alle Bewaffnete in der Vorhalle versammelt. Sie trat in das Zimmer.

„Wer soll nun, fragte sie, in Abwesenheit Tayors die Bewaffneten leiten? Ich fürchte wir werden heute einen harten Stand haben.“

„Sey unbesorgt, erwiederte Tatentja, mein Bruder versteht sich auch noch ein wenig auf das Vertheidigungssystem. Wir haben in unserer Jugend manche Festung vertheidiget und angegriffen.“

Adolph war eben im Begriffe, die Versicherung zu geben, daß er das Amt Tayors so gut als möglich zu vertreten bereit sey; als ein gellender Ruf zu seinen Ohren drang und ihn verstummen machte. Er richtete seine Blicke fragend gegen seinen Bruder, der dem Rufe mit zu lauschen schien, als derselbe noch gellender als zuvor wiederholt wurde.

„Das sind andere, aber nicht minder gefährliche Gäste, sagte Tatentja, der das Gulengeschrei der wilden Indianer, das sie dem Angriff auf die friedlichen Wohnungen der Europäer gewöhnlich vorauszuschicken pflegten, noch aus jüngster Erfahrung kannte.“

Einzelne Trupps der bewaffneten wilden Stämme der Indianer, welche beständig in blutiger Fehde mit einander begriffen waren, berührten zuweilen bei ihren Streifzügen die bereits von civilisierten Indianern und von Europäern bewohnten Gegenden und verübtet dabei die größten Grausamkeiten. Gewöhnlich tödteten sie zuerst die Bewohner, um ihr Blut zu trinken, und aus ihren Gliedern ihre Mahlzeit zu bereiten, dann plünderten sie die Wohnungen und legten sie vor ihrem Abzuge in Asche.

Noch wenige Monate vorher hatte eine Rotté solcher wilden Indianer einen Angriff auf die Colonie versucht, der aber bei den getroffenen Maßregeln an der Besonnenheit ihrer Vertheidiger scheiterte.

An den Ufern des Rio St. Francesko befanden sich zu jener Zeit zwei indianische Stämme, welche sich früher bis an die Meeresküste ausbreiteten, allein nach und nach tiefer in das Innere des Landes gedrängt wurden. Der eine dieser Stämme, die Caiates, bewohnte das rechte Ufer dieses Flusses und lebte in beständigen Kriegen sowohl mit den Portugiesen, als auch mit den benachbarten indianischen Stämmen, uamentlich mit den Pitagoarés, welche zwischen dem Rio grande und dem Paraíba-Flusse wohnten; und mit den auf dem linken Ufer des Rio St. Francesko wohnenden Topinambas. Sie tödteten gegen-

seitig ihre Gefangene und verzehrten sie. Ihre Farbe war die der übrigen Indianer, ein schmutziges Weiß; ihre Gestalt groß und kraftvoll; die Stimme rauh mit kräftigen Rehlaulen, welche Furcht und Schrecken erzeugte. Ihre Lieblingsbeschäftigung war das Fischen und Jagen. In beiden bewiesen sie eine große Geschicklichkeit. Ihre Bogen und Pfeile waren groß und schwer. Den Rio St. Francisco befuhren sie vermittelst eines aus einer Art Schilf bereiteten Fahrzeuges. Das Schilf zu diesen Fahrzeugen banden sie mit starken biegsamen Weiden, Timbo genannt, sehr geschickt zusammen und ihre Flusßkanots fassten 8 bis 12 Ruderer. Musik, Gesang und Tanz liebten sie sehr, waren aber dabei größtentheils grausam und gefühllos, selbst gegen ihre nächsten Verwandten. Obgleich ihre Zahl nur noch sehr geringe war, so thatten sie doch den neuen Pflanzungen vielen Schaden, indem sie alles verheerten, was sie fanden. Sie hatten weder Häuser noch Hütten. Der Wald war ihr Aufenthalt und das Laub der Bäume ihr Lager. Ihre Bekleidung bestand aus einem Geflecht großer Blätter, nur als Kurus trugen sie die Felle der erlegten Thiere.

Die Brüder traten in den Hof und gingen der Warthe zu, da kam ihnen Domingo entgegen und erzählte, daß ein großer Trupp Indianer bereits

bis zum Graben vorgerückt sei. Sogleich rief ein Signal, welches Tatenja mittelst einer kleinen Pfeife gab, die Bewaffneten aus dem Hause, auf die ihnen schon früher angewiesenen Posten. Tatenja trat mit selbst mit seinem Bruder auf die Warthe und überschaute, so gut es die Dunkelheit der Nacht gestattete, die Gegend vor dem Thore. Mehr als 100 Köpfe bewegten sich gerade über vor der Zugbrücke. Sie standen in einem dichten Haufen beisammen, als wenn sie berathschlagten oder gegebenen Befehlen lauschten. Sogleich war Tatenja's Entschluß gefaßt. Er stieg von der Warthe herab und besetzte dieselbe mit sechs Bewaffneten. Mahon erschien mit Waffen für ihn und Adolph. Ein zweiter Trupp Bewaffneter stellte Tatenja auf einen Erdwall, der auf der andern Seite des Thores angebracht war. Die übrigen Bewaffneten vertheilten sich hinter der Mauer an den Schießscharten. Alle hielten ihre Gewehre schußfertig. Domingo kam mit einer Fackel herbei, und trat mit seinem Herrn und Adolph auf die Warthe. Bei dem Schein der Fackel redete Tatenja die Rotte mit fester Stimme an und forderte sie auf, sich ohne Verzug ganz ruhig von dannen zu begeben, widrigenfalls er Gewalt brauchen würde. Ein schallendes Gelächter und das erwähnte Gulengeschrei erhob sich und statt der

Antwort fiel ein Hagel von Pfeilen auf die Warthe, wovon einer selbst durch die vordere Schießscharte ging und Tatenja's linken Arm streifte. Des Greises Wange erglühete vor Zorn und ein neues Signal mit seiner Pfeife entladete die Gewehr der rings um das Thor und hinter der Mauer aufgestellten Bewaffneten; Alle hatten gleichzeitig ihre Gewehre abgefeuert. Ein so unerwarteter Empfang verbreitete ein panisches Schrecken unter der wilden Rotte, die nach allen Richtungen hin entfloh. Eine zweite Salve wurde den Fliehenden nachgeschickt, nur um das Schrecken zu vergrößern, denn unmöglich konnte sie noch von Wirkung sein, da das Wiederladen der Gewehre in der Dunkelheit mehr Zeit erforderte, als die Wilden bedurften, um aus der Schußweite zu kommen.

Bei dem Schein der Fackel wollte Tatenja bemerk't haben, daß eine Anzahl der Wilden nur bis zum nächsten Gebüsch geflohen sei, um sich wie es schien, in demselben zu verbergen; allein vergebens bemühte er sich, seiner Muthmaßung Gewißheit zu verschaffen. Lange richtete er seine Blicke auf das Gebüsch, das aber unbewegt blieb. Adolph schlug einen Ausfall und Verfolgung vor. Zehn der kühnsten Bewaffneten, unter denen Pahon und Dzoáre, erboten sich freiwillig, den Bruder ihres Herrn zu

begleiten. Den Ausfall genehmigte Tatensa jedoch nur um das nächste Gebüsch zu untersuchen und jede weitere Verfolgung zu unterlassen. Durch die kleine Pforte trat Adolph mit seinen Bewaffneten ins Freie, hinter ihnen Domingo, der die Fackel im Hause zurückgelassen hatte; und nur deshalb mit hinaus gegangen war, um nach erfolgtem Uebergang der Bewaffneten, die Zugbrücke wieder aufzuziehen. Erkehrte auch sehr bald zurück, schloß die Pforte wieder zu und nahm seine Fackel wieder zur Hand.

Adolph hatte mit der größten Vorsicht das erwähnte Gebüsch umgangen und stellte seine Bewaffneten auf der entgegengesetzten Seite en fronte auf, ließ sie eine Salve in das Gebüsch thun, und stürzte dann mit einem Hallo hinein. Gegen 20 Indianer entflohen aus dem Holze und verschwanden in dem Orangenwalde. Nachdem Adolph auf diese Weise das Gehölz vom Feinde gesäubert hatte, kehrte er zurück und wurde mit derselben Vorsicht wie bei seinem Ausrücken wieder eingelassen.

Der Mond ging auf und beleuchtete die Flur. Alles war ruhig und kein lebendes Wesen mehr außerhalb der Fazenda zu erspähen.

Mit dem Erfolg seiner genommenen Maßregeln zufrieden, kehrten die Brüder in das Wohnzimmer zurück. Nur ein Wachtposten blieb auf der Wartthe.

Taylor und Tekin waren nicht zurückgekehrt. Dieser Umstand beunruhigte den Großvater, allein Mahon, die sonst so ängstlich um ihren Gatten besorgt war, tröstete ihn mit den Worten: „Taylor kennt die Gegend umher zu gut, als daß ich für ihn zu fürchten hätte. Er wird wohl den Feind außerhalb beobachten, bis er von seinem Rückzuge Gewißheit hat.“

Achtes Kapitel.

Willst du deinen Feind besiegen,
Komme seiner List zuvor;
Überraschung hilft gelingen,
Öffnet Riegel dir und Thor.
Doch erwäh vor allen Dingen,
Seiner Kräfte Hinterhalt;
Las dir gute Rundschaft bringen;
Klugheit nügt mehr als Gewalt.

Die Nacht ging ruhig vorüber. Schon mit Tagesanbruch bestiegen die Brüder die Warthe und überschauten die Gegend mit forschenden Blicken. Adolph schlug vor, die Exair der Wilden zu versetzen und zu ver suchen, ob man von Tavor und seinem Begleiter Nachricht einzehlen könne, allein Tatzenja, für die Sicherheit seines Bruders besorgt, willigte nicht in dessen Vorschlag. Ein vor dem jenseits des Grabens gelegenes Gehölze auf eine Entfernung von mehreren hundert Schritten sichtbar gewordener Gegenstand, der früher nicht bemerkt worden war und dem einen wie ein bemalster ländlicher Stein, dem andern wie der Stamm eines Baumes erschien, zog plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Weis

nungen über diesen Gegenstand waren so verschieden, daß sie ihn der näheren Untersuchung für werth hielten und von einigen der Bewaffneten begleitet, den Hofraum verließen. Je näher sie dem vermeinten Baumstamme oder länglichen Steine kamen, je weiter schien er sich von ihnen zu entfernen, ohne daß sie eine Bewegung an ihm wahrnahmen. Endlich erkannten sie ganz deutlich die Umrisse eines menschlichen Körpers, welcher lang ausgestreckt, am Rande des Gehölzes und wie es schien, leblos das lag. Es war ein Indianer, der bei näherer Besichtigung noch Spuren des Lebens an sich trug. Er war im Kopf und in der linken Schulter verwundet; neben ihm lag das Fell eines Tigers, das dem Indianer zur Bekleidung gedient hatte. Tatjenja ließ ihn in den Hofraum tragen und Adolph untersuchte seine Wunden. Sie waren nicht tödtlich, und den Bemühungen des menschenfreundlichen Arztes und der zarten Hülfe Mahons, die die Wunden mit eigener Hand von dem Blute und dem eingesprungenen Sande reinigte, gelang es, den Bewußtlosen sehr bald zum Leben zurück zu bringen. Ein heilsamer Balsam, den Adolph herbeiholte und den Mahon in die Wunde tropfte, machte die Lebensgeister des Verwundeten rege und kaum hatte der Balsam seine volle Wirksamkeit entwickelt, als der Indianer

auch schon die großen schwarzen Augen öffnete und die mit seinen Wunden beschäftigte Mahon mit einem Blick betrachtete, in welchem sich das Gefühl des gelinderten Schmerzes dankbar aussprach. Mit Rührung sahen die Umstehenden den Ausdruck seines schönen Auges, welcher nichts von dem ungestüm furchtsamen Charakter eines Wilden an sich trug und freudige Ueberraschung bewegte sie, als der ins Bewußtseyn Zurückgebrachte die Lippen zum Sprechen bewegte. Leise, aber vernehmlich sagte er mit sanfter Stimme, den Blick immer noch auf Mahon gerichtet: „Die Zeit wird dir den Dank für die Wohlthat bringen, die du mir erzeigst.“ Nach einer kleinen Pause, in der er kräftig Althem geschöpft hatte, fuhr er fort: „Du bist ein guter Geist und gehörst nicht zu den Kreidegesichtern, die von dem Bösen geschickt sind, uns zu verfolgen und zu peinigen.“

Unter den Wilden herrschte der Glaube, daß die Europäer Abgesandte des bösen Geistes, in ihr Land gekommen seyen, um sie zu verfolgen, und wenn sie ihrer habhaft werden könnten, sie bis zu Tode zu peinigen, und so theilte auch dieser Wilde die allgemeine Meinung seines Volkes, obgleich er schon zum größten Theil seine Wildheit abgelegt hatte, wie er solches durch sein Benehmen bewies.

„Du bist von dem Stämme der Gaites?“ fragte Tatenja.

„Ich bin nicht, wie du sagst, ein Gaite, antwortete der Zadianer; mein Volk nennt sich Zigrasbas, aber ich lebte seit meiner Jugend unter den Gaites.“

„Welche Absicht führte euch gestern, mit Einbruch der Nacht, auf mein Gebiet?“

„Du sprichst, entgegne der Zigrasbas, wie ein Unwissender. Welche Absicht führt dich an einem Fruchtbäume vorüber, wenn du des Weges gehst, an welchem er steht?“

„Ihr wartet also von einem Streifzuge gegen eure Feinde, auf dem Rückweg in eure Wälder begriffen?“

„Ja, so muß du sprechen, denn der Wald ist das Einzige, was ihr uns gelassen habt; aber die Zeit wird euch wieder vertreiben und euch den Rückweg zu eurem Oberhaupt zeigen, wie sie euch hier her gebracht hat.“

Mahua, an der Hand des Großvaters, ganz in den Anblick des Wilden versunken, sah in ihm den ersten der Menschen, von denen ihr Tatenja schon öfter erzählt hatte, daß sie noch keinen Begriff von Gott hätten, und deshalb Wilde genannt würden. Ihre Worte verriethen mehr Theilnahme als Furcht.

„Du sprichst sehr wahr,“ antwortete Tatenja, obgleich du den Sinn deiner Worte nicht verstehst. Wir werden den Weg zu Ihm finden, der uns hierher gebracht hat, die Unwissenden zu belehren und zu ihm zu führen, der allen denen ein guter Vater ist, die an ihn glauben und seine Wege wandeln.“

„Lieber Großvater, flüsterte Nahna leise, sage dem Wilden nichts mehr, bitte, bitte! Sieh nur, wie er die Lippen zusammen preßt, er wird sonst böse. Deine Rede verdrießt ihn. Ghe du ihn an, redetest, sah er viel freundlicher aus als jetzt.“

Der Indianer hatte das schöne Kind an der Hand Tatenja's kaum bemerkt, als er ihr zurief: „Nathama! (eigentlich der korotatische Name für jedes junge Mädchen) — komm her zu mir.“

Nathama, welche neben ihrer Mutter Croáne stand, glaubte, der Wilde habe sie gerufen und versteckte sich ängstlich hinter ihre Mutter; allein Nahna trat, wenn gleich mit einigem Zögern, zu ihm heran, suchte dabei aber mit der linken Hand das Kleid Mahons zu erfassen, als wenn sie durch die Berührung ihrer Mutter mehr gesichert sein wollte. Der Indianer griff freundlich lächelnd nach ihrer Rechten und sprach, indem er ihr in das blaue Auge sah: „Du bist das Kind dieses guten Geistes, dein Auge, obgleich es eine andere Farbe trägt, als das

ihrlige, läßt mich's erkennen. Das Licht wird dir geben, was du dir wünschest."

Ohne sich zu besinnen, antwortete Nahna: „O, wenn du doch wahr gesprochen hättest; dann würde meinem guten Vater Tavor und unserem Muleques Tekin kein Unglück zugestossen seyn, und sie kämen bald zu uns zurück.“

„Er sprach, rief Pahon, der in einiger Entfernung dem Gespräch gelauscht hatte, wie ein Barmonotoma (Wahrsager), denn so eben wird der junge Herr und Tekin zur Pforte eingelassen.“

Wie ein Blitzstrahl trafen diese Worte die kleine Nahna. Sie ließ die Hand des Indianers los und sprang ihrem Vater entgegen, und alle Anwesenden sprachen die Freude durch ihre Blicke deutlich aus, die Ankommenden wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Während nun Tavor seinem Vater Bericht über ihr langes Ausbleiben erstattete und alle den Indianer verließen, blieb Croáne allein bei ihm zurück und reichte ihm einen fühlenden Trank, den sie nach Adolph's Verordnung bereitet hatte.

Mahon stand in dem Zimmer Tatentja's neben ihrem Gatten und hielt seine Hand fest in der ihxigen.

Taylor erzählte: „Wir hatten uns der von Tatjenja beobachteten Staubwolke so weit genähert, daß wir den Spiegel des Flusses sehen und deutlich unterscheiden konnten, wodurch die Staubwolke entstand. Es war derselbe Trupp Reuter, der uns vor acht Tagen beunruhigt hatte. In dem Augenblick, als wir sie erkannten, machten sie Halt. Einer derselben ritt auf die Höhe, die wir den Kranich nennen. Auf dem höchsten Punkt angelangt, sah er sich nach allen Seiten forschend um, und es schien, als suche er einen erwarteten Gegenstand. Sobald seine Augen nach der Sonne Aufgang gerichtet waren, forschten seine Blicke schärfer und nach wenigen Augenblicken, in welchen er den gesuchten Gegenstand entdeckt haben mochte, sprengte er zu seinem Trupp zurück, der sich alsbald in Trapp setzte und dem aufgefundenen Gegenstand zueilte.“

Wir konnten nun von unserem Standpunkte aus nichts mehr erkennen, und gingen deshalb bis zu der hohen Fächerpalme. Diese ließ ich den Musleques ersteigen. Er sah bald einen zweiten Trupp Reuter, welcher mit dem ersten zusammen stieß. Beide richteten ihren Weg gegen Abend nach dem Urwald zu. Wir glaubten, sie wären vielleicht einigen Grimpeliros auf der Spur, allein der Musleques entdeckte von seinem erhabenen Standpunkte

aus eine Rette von mehr als 100 Indianern, welche, über den Rio St. Francesco gesetzt, ihren Zug ebensfalls nach dem Walde richteten und bei dem Anblick der auf sie zukommenden Reuter Halt machten, Bogen und Pfeile zur Hand nahmen und sich in die jene Felder durchkreuzender Gräben, völlig gegen einen Angriff der Reuter gesichert, vertheilten. Die Reuter waren noch nicht ganz auf Schusshöhe heran gerückt, als die Indianer schon ihre Pfeile abdrückten. Ein so feindlicher Empfang bewog sie Halt zu machen. Einige blieben beide Theile in ihrer Stellung, ohne irgend einen Angriff zu wagen. Nur einige Pfeile flogen von Zeit zu Zeit durch die Luft, fielen aber weit vor den Pferden an den Boden nieder. Endlich zogen sich die Reuter langsam zurück und verschwanden unsern Blicken hinter dem Kranich. Die Indianer setzten ihren Zug fort, wendeten sich aber, wahrscheinlich durch den Anblick unserer Fazenda, gelockt, gegen diese zu. Wir beeilten uns nun, vor diesen ungeladenen Gästen das Thor zu erreichen, allein der bedeutende Umweg, den wir unserer Sicherheit wegen machen mussten, und der Einbruch der Abenddämmerung, welche dem Tag kaum Zeit vergönnte, der Nacht zu weichen, verhinderte uns davon. Wir beschlossen also, im Orans

gewoabde einen günstigeren Augenblick, das Thot zu erreichen, abzuwarten.

Von dort aus hörten wir zuerst das Eulen-ge-schrei der Geistes, und sahen dann die Mige der Feuer-geme-hre, auf denen die Schüsse folgten, die die Rotte von dem Thore ver-jagten. Bald darauf hörten wir die rauhen Stimmen der Wilden, mit ihren Schrecken verbreitenden Kehlauten, ganz in unserer Nähe. Ein Gesträuch verbarg uns. Sie waren uns so nahe, daß wir jedes ihrer Worte deutlich unterscheiden konnten. Zu-erst machten sie sich gegenseitige Vorwürfe über ihre eitige Flucht, dann gebot, wahrscheinlich einer der Anführer, Ruhe und theilte ihnen den gefassten Entschluß mit. Er wolle sich nämlich in den Wald zurückziehen, von dort aus während des Tages durch einige ver-schmitzte Wölpe die Lage und Beschaffenheit unserer Jagenda genau erforschen lassen und in der folgen-den Nacht einen Ueberfall ausführen. Nachdem sie noch mehrmals den Namen Göan gerufen, und der diesen Namen Führende, wahrscheinlich einer der Anführer, nicht zu finden war, brachen sie auf und zogen quer durch die Felder. Wir schlichen ihnen an dem Rande des Waldes entlang ziehend nach. In der Schlucht der Panhoma (Krebsenloch) mach-ten sie Halt, in der Absicht, von dort aus ihr Vor-

haben auszuführen. Jetzt kehrten wir zurück, denn der Tag wollte sich schon zeigen, und unsere Absicht war erreicht.“

Tatenja bezeugte dem Sohne seine vollkommene Zufriedenheit über seinen Bericht und über die Art der Ausführung seiner Sendung.

Nach beendigter Morgenandacht versammelten sich die Brüder und Taylor in Tatenja's Zimmer, wo sie einen förmlichen Kriegsrath über die zu ihrer Sicherheit und zur Vorbeugung des projektirten Ueberfalls der Indianer, zu ergreifenden Maßregeln hielten. Nach einigen Vorschlägen und Debatten sagte Tatenja:

„So wie ich den Charakter dieser Wilden kenne, scheint es mir am gerathensten, ihrem Plane zuvorzukommen und sie selbst anzugreifen. Sie werden sich einen Angriff um so weniger vermuthen, da sie nicht voraussehen können, daß wir mit ihrem Vorhaben bekannt sind.“

Nachdem Adolph und Taylor diesem Vorschlage beigestimmt hatten, erbot sich Adolph den Ueberfall zu leiten. „Der kleine Tefin, sagte er, ist ein verschmitzter Junge, er kann mir den kürzesten oder verstecktesten Weg zu dem Aufenthalt der Indianer zeigen, für's Uebrige will ich schon einstehen, wenn ich nur ein Dutzend braver und gut bewaffneter

Männer bei mir habe.“ Tatenja war erfreut über die Wilsfähigkeit seines Bruders, eine so schwere und gefährliche Aufgabe zu übernehmen, meinte aber doch, daß dem Taylor die Gegend und die Fechtart der Indianer schon bekannt sei, er also mit mehr Sicherheit zu Werke gehen könne.

„Wohlan, sagte Adolph, Taylor möge den Angriff leiten, ich muß aber dabei sein. Ich würde mir ewige Vorwürfe machen, eine so gute Gelegenheit, mir einen Orden zu verdienen, vernachlässigt zu haben.“

Tatenja lächelte und meinte, wenn du durchaus mit ziehen willst! nun um so besser, so hat mein Sohn doch eine Stütze mehr auf die er in der Gefahr rechnen kann.

„So sey's, sagte Adolph und drückte dem Taylor die Hand; wir fechten einer neben den Andern.“

„Und ich, sagte Tatenja, will schon dafür sorgen, daß ihr hier einen sicheren Zufluchtsort findet, wenn ihr etwa zur Flucht genöthigt werden solltet, denn auf das Vertheidigen verstehe ich mich jetzt besser, als auf den Angriff. Die alten Weine wollen nicht mehr so ihre Schuldigkeit thun, als sonst. Vor allen Dingen läßt uns aber ein wachsames

Auge haben, daß wir ihre Kundschafter habhaft werden."

Der Kriegsrath war geschlossen. Sogleich wurden einige der schlausten Diener bewaffnet nach verschiedenen Punkten der Umgegend ausgeschickt um die Kundschafter der Indianer wo möglich eins zu bringen.

Die Heerden blieben unter ihrem Dödach, die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen, das Thor ver- rammelt und die Schleuse des Grabens untersucht und zurecht gestellt, um im Augenblicke der Gefahr den Graben mit Wasser füllen zu können; alle Schuß- waffen in brauchbaren Stand gesetzt, Patronen vertheilt und alles was sonst noch zur Vertheidigung nöthig war gethan und vorbereitet.

Neuntes Kapitel.

In der Unschuld lieblichsten Gewande
 Schwebet jetzt ein Engel sanft herbei;
 Mit dem Himmel knüpft er neue Bände
 Für den Heiden, daß er glücklich sey.
 Lang' im milden Herzen schon geborgen
 Lag zur schönsten Frucht der Reim,
 Wird erblüh'n noch eh' der junge Morgen
 zieht zu seinen Brüdern heim.

Der verwundete Indianer hatte sich, nachdem seine Wunden mit einem Verbande versehen waren, sehr bald erholt und ging, obgleich als Gefangener beobachtet, frei in dem Hause herum. Er betrachtete die schönen Weerden und besonders die Pferde, die ihn Groane zeigte mit großem Wohlgefallen und war überrascht, als er in das Innere des Hauses eintrat, denn seit seinem Knabenalter hatte er noch kein Haus, geschweige denn ein solches, wie das der Fazenda Tatenjas, wieder betreten.

Seine Mutter lebte, nachdem ihr Mann, ein begüterter Fazendas gestorben war, in einer Villa

der Provinz, mehr als Gesellschafterin, denn als Dienerin einer gräflich portugiesischen Familie. Dort hin hatte sie ihren einzigen Sohn, eben diesen Indianer, als einen 5jährigen Knaben mit sich genommen, der von der portugiesischen Familie, wie das eigne Kind gehalten wurde. Er war der Gespiele und vertraute Umgang des mit ihm fast in gleichem Alter stehenden, erstgeborenen Sohnes des Grafen Rodrigo.

In einer Zeit, wo die gräfliche Familie von ihrer Villa entfernt und die Indianerin mit ihrem Knaben, der nun schon das 7te Jahr erreicht hatte, allein in der Villa zurück geblieben war, wurde diese von den Caites überfallen, alle lebende Wesen, außer den Knaben, getötet und die Villa selbst in Asche gelegt. Der Anführer der Caites, den der Knabe bei dem Ueberfall zuerst in die Hände gefallen war, hatte sich seiner Jugend erbarmt, und ihn nicht getötet, obgleich unter seinem Stamm eine Art von Gesetz herrschte, daß alle Gefangene getötet werden sollten. Unter dem Schutze des Anführers ward ihm kein Leid zugefügt, vielmehr wurde er geschmeichelt und geliebkost, und auf jede Weise den übrigen Kindern des Stammes vorgezogen. So war er bis zu seinem 24sten Jahre herangewachsen und nur dunkle Erinnerungen seiner

frühesten Kindheit hatten sich in seinem Herzen bewahrt. Die Caietes, welche schon in seiner Knabenzeit etwas Ausgezeichnetes an ihn bemerkten, nannten ihn nur Göan, den jungen Adler; und gewöhnten sich schon frühzeitig daran, seinen Befehlen eben so pünktlich nachzukommen, als denen ihres Anführers, der den Knaben wegen seiner Kühnheit und Geistesgegenwart täglich lieber gewann.

Bei dem Ueberfall auf Tatenja's Fazenda war Göan mit einem Theil der Rotte in dem Gehölz zurückgeblieben und bei dem Angriff den Adolph auf dasselbe machte, verwundet worden, so daß er besinnungslos den Nest der Nacht hindurch bei dem Gehölze liegen blieb und des andern Morgens von Tatenja gefunden, in den Hof gebracht wurde.

Er war mit dem Fell eines selbst erlegten Tigers bekleidet und trug übrigens noch ein Geflechte von großen Blättern, das seinen Unterkörper bedeckte. Erst als er von seinem Lager aufstand, konnte man die Schönheit seines Wuchses und die Grazie seiner Bewegungen bemerken, die in der That einen auffallenden Kontrast mit der eines Caietes machte, obgleich fast alle Männer dieses Stammes groß und kräftig gebaut waren.

In der Seele des schönen Indianers hatte sich bei der näheren Betrachtung des Inneren der

Fazenda die Erinnerung an seine früheste Jugend mächtig erregt und es schien eine dunkle Vorstellung von der Villa, wo er einst mit seiner Mutter gewohnt hatte, beschäftigte seinen Geist.

Immer deutlicher wurde in ihm diese Vorstellung, als er in das Zimmer trat, welches für die Kinder und ihrer Wärterin bestimmt war, denn mit ungemeinem Interesse betrachtete er jeden Gegenstand in demselben, und konnte sich kaum von der Gesellschaft Nahndas und Nathamias, die mit ihren Puppen spielten, losreißen.

Der Mittag war vorüber und noch immer bemerkte man in der Fazenda eine allgemeine Regsamkeit zur Vorbereitung des projektirten Ueberfalls der Indianer, die sich in dem Thale der Pauhoma gelagert hatten. Adolph und Tavor untersuchten die verschiedenen Punkte der Verschanzungen und ordneten hier und da eine Verbesserung derselben an. Alle männlichen Bewohner der Colonie waren eifrig mit ihren Waffen beschäftigt und Weiber, Mädchen und Kinder trugen alle Geräthschaften der Wirtschaft in die zu ihrer Aufbewahrung bestimmten Räume. Tatenja ging in seinem Zimmer auf und ab und Mahon stand in einer Fensternische, mit dem Kopf auf ihre Hand gestützt und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Was ist es, fragte Tatenja seine Schwieger-tochter, was deinen Geist beschäftigt? du scheinst in einem tiefen Nachdenken versunken.“ Mahon richtete ihren Kopf auf, ihre Wangen überflog eine leichte Röthe.

„Ich dachte, antwortete sie, an unseren Gefangenen. Ist es nicht beklagenswerth, daß ein mit so vielen Vorzügen ausgestattetes Wesen, in der Unwissenheit lebt und nicht einmal eine Ahnung von der höheren Erkenntniß in sich trägt?“

„Vielleicht, erwiderte Tatenja, ist er zu seinem Heil in unsere Gefangenschaft gerathen.“

„Es wäre, unterbrach Mahon, gewiß ein gottgefälliges Geschäft, ihn aus dem Dunkel der ihm unahllenden Nacht zu ziehen und ihn mit dem beseligenden Glauben vertraut zu machen.“

„Gewiß wäre es das und Niemand, meine Tochter, könnte eines glücklichen Erfolgs gewisser seyn, als du, wenn du es unternahmen wolltest, ihn die Wege des Herrn zu zeigen.“

Mahon richtete ihre Augen zum Himmel und eine schöne Thräne fiel auf ihre Wangen.

„Sieh, sagte Tatenja, der an das Fenster getreten war, dort geht er mit den Kindern Hand in Hand. Schon diese Vorliebe, die er für die Unschuld in seinem Herzen trägt, beweist, daß der

Keim des Guten und Edlen in ihm liegt; und nur der Anregung bedarf es, um ihn zur Blüthe zu bringen,"

„Ich möchte sein Gespräch mit den Kindern belauschen, wenn ich nicht fürchtete, es zu unterbrechen.“

„Jetzt hat er sich auf die Rasenbank in der Rosenlaube niedergelassen. Nathama sitzt zu seiner rechten und Nahna steht vor ihm. Komm Croáne, wir wollen uns hinter der Laube verstecken und ihrem Gespräch ungesehn beiwohnen.“ Mahon und Croáne verließen das Zimmer und gingen in den Garten. Als sie sich der Laube so weit genähert hatten, daß sie unbemerkt die Unterredung Coans mit den Kindern hören konnten, ließen sie sich auf dem Rasen nieder und lauschten. Nahna sagte zu dem Indianer: „Siehst du, auch diese schönen Blumen und fruchttragenden Bäume hat unser guter Vater Gott aus Liebe zu seinen Kindern erschaffen, damit wir ihn erkennen aus seinen Werken und ihn lieben, so wie er uns liebt. O! ich kann dir noch Vieles, sehr Vieles von seiner Allgüt und Liebe für uns erzählen, wenn du mich aufmerksam anhören willst; denn der Großvater Tatjenja sagt immer zu uns, wenn wir von Gott sprechen hören, sollen wir recht aufmerksam seyn, damit wir ihn

recht in seiner vollen Größe erkennen lernen.“ „Erzähle, erwiederte der Indianer, du Kind des guten Geistes, ich will dir aufmerksam zu hören, denn deine Rede gefällt mir.“

„Wenn du das thust, entgegnete Nahna, so wirst du unseren himmlischen Vater eben so lieb haben wie wir und dann kein Wilder mehr seyn; und von uns allen, auch von meinem guten Großvater, und von meiner lieben Mutter Mahon, wie unser Bruder geliebt werden.“

„Ja! rief Góan mit Begeisterung, Mahon ist ihr rechter Name, denn sie ist so schön wie die Sonne und ihre Blicke sind so wohlthätig wie die Strahlen der Sonne. Erzähle mir Kind Mahons, erzähle mir Alles was du weißt.“

Mahon erröthete und verbarg ihr Gesicht und die aus ihrem Auge rollenden Thränen hinter ihrem Taschentuch.

Es war für das Herz der Mutter ein hoher Genuss, ihre 11jährige Tochter in dem Amte der Befehrung mit so vielem Eifer wirksam zu sehn, und wenn auch die letzten Worte des Indianers ihr Zartgefühl erröthen mochten, so schwieg doch in ihrem Herzen die Stimme der Eitelkeit, die gewiß bei manchem anderen Weibe Gefühle erweckt haben würde, die diesem reinen Wesen fremd blieben.

Mahnas kindliche Rede, die sie mir dem Indianer hielt, war so klar und verständlich und enthält eine so treue Schäderung der Lehren des christlichen Glaubens, daß Coan mächtig davon ergriffen, mit Wärme ausrief: „Wenn das der Glaube der Weißen ist, dann will ich sie fortan nicht mehr schelten und mich mit Freuden bemühen, den Gott, den sie anbeten, näher kennen zu lernen. Schon lange lag eine dunkle Ahnung von deinf, was du mir erzähltest, in mir, aber ich hatte niemals Gelegenheit, mich darüber zu bekehren, denn seit meiner Kindheit lebte ich unter den Gautes, deren Ansichten von dem Erschaffener freilich ganz anderer Art sind, als die deinf. Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß ich in meiner frühesten Jugend ähnliche Lehren gehört habe, doch nicht so klar und verständlich, denn sonst würden sie mir nicht aus dem Gedächtniß entchwunden seyn. Und deine Mutter Mahon, glaubt auch sie an diese Lehren?“

„Mahon und mein guter Großvater Tatenda haben mich mit diesen Lehren bekannt gemacht; ihr Werk ist es, daß ich so glücklich bin, zu der Zahl der gläubigen Christen zu gehören.“

„Wenn das ist, erwiederte Coan, so will auch ich an den Gott glauben, den ihr verehrt und ihm mit euch verehren. Wo ist Mahon, sage ihr, daß

ich aus ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören wünschte, was ich aus deinem Munde erfuhr.“

Mahon trat näher. Der Gedanke, das von ihrer Tochter so glücklich begonnene Geschäft der Bekehrung zu vollenden, beschäftigte sie.

Coans Augen glänzten vor Freude, als er Mahon bemerkte. „Du erscheinst mir guter Geist,“ redete er sie an, in einem Augenblick, wo ich deiner bedarf. Dein Kind hat mich erleuchtet und aus dem Dunkel, in welchem ich lebte, hervorgezogen, aber noch bestürmen mich Zweifel, die du mir lösen sollst. Gehe dich hierher zu mir und sage mir, was ich zu wissen wünsche.“

Mahon setzte sich und beantwortete die Fragen des Indianers mit so vieler Gewandtheit, daß es ihr gelang, den Coan von der unumstößlichen Wahrheit der Lehren zu überzeugen, die Nahna ihm in ihrer kindlichen Einfalt mitgetheilt hatte.

„Nur eins, sagte der Indianer, will mir nicht recht einleuchten. Wenn die Liebe, die Grundlage eures Glaubens ist, und wir, wie du sagst, eben so gut Kinder Gottes sein sollen, als ihr, wie ist es möglich, daß diejenigen, welche hierher in unsere Wälder gedrungen sind, um uns mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen, so grausam mit uns verfahren können, uns unseres Eigenthums

berauben und gleich uns Menschen tödten. Wir besiegen unsere Feinde und tödten sie, wenn wir ihrer habhaft werden können: Ganz so verfahren die Männer des Glaubens gegen uns und bedienen sich noch dabei eines Werkzeugs, das von dem bösen Geist erfunden sein muß, da es Blüze und Donner verbreitet und den Tod unter unsere Rotten schleudert.“

„Ich vermag nicht zu entscheiden, antwortete Mahon, in wie fern meine Glaubensbrüder Recht oder Unrecht thun diejenigen, welche noch keinen Begriff von Gott haben, als ihre Feinde zu bekriegen und selbst zu tödten; allein so viel ist gewiß, daß selbst, wenn sie unrecht handeln, der Glaube nicht die Schuld davon trägt. Ich bin selbst eine Heidin geboren und erst durch Belehrung eine Christin geworden. Mein Gatte und sein Vater aber sind geborene Christen und so lange ich sie kenne, habe ich niemals einen Gedanken, eine Neuerung von ihnen gehört, niemals eine Handlung von ihnen gesehen, die gegen den Willen dessen anstrebt, den wir anbeten. Komm mit mir zu Tatenja, er wird dir deine Zweifel zu lösen besser im Stande seyn, als ich es vermag, denn ich bin ein Weib und all mein Wissen ist nur das Wissen eines schwachen Weibes.“

„Wohlan,“ sagte Göan, indem er aufstand, „ich will dir folgen, denn du bist wie ein schöner glänzender Stern des Himmels, der Weg, den du gehst, kann nur zum Guten führen.“

Behntes Kapitel.

Der Gaite schweigt, wenn ihn Fesseln umgeben,
Höher achtet er die Freiheit, als das Leben.

Bor dem Wohnhause der Fazenda saßen Tatenna und Adolph unter dem Schatten der Orangenbäume; ihnen zur Seite stand Tavor, Dzoáre und Tekin, und vor ihnen ein Gaite, beide Hände auf den Rücken gebunden. Dzoáre und Tekin hatten diesen Wilden in der Nähe der Palisaden in dem Graben liegend gefunden und würden ihn wahrscheinlich nicht bemerkt haben, da er unbeweglich bei ihrer Annäherung liegen geblieben war, wenn nicht Tekin seinen Gespielen, einen kleinen Hund, bei sich gehabt hätte, der vor dem zum Knaul zusammengerollten Wilden stehen blieb und ein so lautes Gebell auffschlug, daß Tekin sich dadurch bewogen fühlte, den fremden Gegenstand näher zu untersuchen. Der Wilde wollte entspringen, Dzoáre war aber herbeigeeilt und half dem Muleques seinen Gefangenen binden und in den Hofraum bringen. Es war kein Zweifel vorhanden, daß dieser Wilde ein Kundschafter der Gai-

tes sei, welche sich nach dem verunglückten Angriff auf die Fazenda in dem Thale der Panhoma mit dem Vorsatz gelagert hatten, die Colonie in der nächsten Nacht mit besserem Erfolge zu überfallen; allein alle Fragen, die Tatenja deshalb an seinen Gefangenen richtete, blieben unbeantwortet; trostig wies er jede Aufforderung der Güte, ja selbst Drohungen zurück und blieb stumm.

„Wohlan denn, sagte Tatenja zu ihm, wenn du nicht in Gute zum Sprechen zu bringen bist, so sollen andere Mittel angewendet werden, dir die verstockte Zunge zu lösen. Bindet ihn an jenen Baum; befahl er den Dienern, und legt ihm ein Halseisen um.“

Nachdem der Befehl Tatenja's vollzogen worden war, stand der Wilde mit knirschenden Zähnen, ohne eine Sylbe auf die wiederholt an ihn gerichteten Fragen zu antworten, noch trostiger da als zuvor; und als ihm Tatenja mit der martervollsten Todesstrafe drohte, stieß er ein wildes Gelächter aus, das die Umstehenden schaudern machte. Mahon, in Begleitung des Xigriabas und der Kinder, war indessen in den Hof getreten.

Der gefangene Gaste hatte kaum den Sohn seines Anführers erblickt, als auch die Wuth auf seinem Gesicht verschwand und aus seiner Kehle ein

Laut hörbar wurde, der wahrscheinlich freudige Ueberraschung ausdrücken sollte. „Góan! Góan! rief er, hilf mir! rette mich aus den Klauen des Bösen.“

Góan trat näher und als er bemerkte, daß der Gaite an den Baum gebunden und mit einem Hals-eisen versehen war, wendete er sich mit einem Ton des Vorwurfs zu Mahon: „Sieh Mahon, ist das auch ein Werk der christlichen Liebe deiner Brüder?“ Mahon erröthete, erwiederte aber mit sanfter Stimme: „Gewiß ist jener Wilde ein Uebelthäter, der Böses gegen uns im Schilde führt, sonst würde ihn Tatenja so hart nicht strafen.“

„Was hat euch der Gaite gethan, fragte Góan, daß ihr ihn so mißhandelt?“

Tatenja antwortete: „Er ist ein Kundschafter deiner Rente, die nichts Geringeres im Schilde führt, als unsere friedlichen Wohnungen noch einmal in dieser Nacht zu überfallen und uns unseres Eigenthums und wo möglich auch unseres Lebens zu rauben, denn das warne Blut der Kreidegesichter ist den Gaites ein Labetrank.“

Góan erglühete vor Zorn, als aber sein Blick den Blicken Mahons begegneten, unterdrückte er den Ausbruch seiner Leidenschaft und sprach gelassen: „Wozu habt ihr ihn aber an jenen Baum gebunden, er kann euch ja nicht entfliehen.“

„Hartnäckig verweigert er jede Antwort auf meine Fragen“, entgegnete Tatjenja.

„Es ist dir unbekannt, sagte Göan, daß ein Gaite mit seinem Feinde kein Wort wechselt, so lange er gebunden ist. Gher würde er seinen eigenen Kopf vom Rumpfe schneiden, ehe er eine Sylbe über seine Lippen brächte. Löse ihm seine Fesseln, und ich stehe dir dafür, er wird dir keine Antwort schuldig bleiben.“

„Wenn dem also ist und seine Widerspenstigkeit Folge eines Volksgebrauchs, so soll deira Wille geschehen.“

Eggleich wurde der Gefangene losgebunden und seiner Banden befreit. Er trat in einiger Entfernung von Göan näher und schien jetzt gelassen sein Verhör zu erwarten.

„Jetzt sage mir, fragte Tatjenja, bist du ein Kundschafter der Gaites?“

„So ist es, antwortete der Gaite.“

„Weißt du auch, daß nach unseren Gebräuchen der gefangene Spion gehängt wird?“

„Ich habe den Tod für meine Unvorsichtigkeit mich fangen zu lassen, verdient, ihm unterwerfe ich mich lieber als den Fesseln.“

Während sich nun Tatjenja und Adolph geheim besprachen, suchte der gefangene Gaite sich dem Göan

durch Blicke und Zeichen verständlich zu machen, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß beide sich wohl verstanden. Tatenja, der diese Zeichen sprache bemerkte, wendete sich zu Góan und sagte: „Wenn du von deiner Freiheit einen schlechten Gebrauch machst und unsere Gastfreundschaft mit Un dank lohnst, so sei versichert, daß auch du der Strafe nicht entgehen wirst.“

„Sei unbesorgt, entgegnete Góan, ich werde nichts thun, was dir und den Deinen Nachtheil bringen könnte. Läß mich mit diesem Burschen nur wenige Minuten allein und der Erfolg wird dich belehren, daß ich nicht undankbar bin.“ Bei diesen Worten sah er Mahon an, die ihn prüfend ins Auge gefaßt hatte. Mahon wandte sich sodann zu Tatenja und sagte: „Thut ihm seinen Willen, seine Absicht ist gut, ich bin es fest überzeugt.“

Góan und der Gaite wurden nun in ein Zimmer geführt, wo sie sich ohne Zeugen sprechen konnten.

Während dieser Unterredung erzählte Mahon dem Tatenja den Inhalt des belauschten Gesprächs ihrer Tochter mit dem Indianer und erwähnte daß bei auch der Zweifel, die dieser aufgestellt hatte. „Wir haben ihn, sagte Mahon, für unsern Glauben gewonnen und es bedarf jetzt nur noch deiner Belehrung, um das Werk zu vollenden.“

Tatenja war innig über diese Nachricht erfreut und der Gedanke, seine Lieblingsidee, einen Heiden in seiner Kapelle zu tauzen, trat mit frischen Farben vor seinen Geist. Es soll, sagte er, für die ganze Colonie ein Fest werden, wie sie noch keines gefeiert hat und für mich ein doppeltes, da ich so glücklich bin, meinen theuern Bruder als Zeugen dabei zu haben."

Cóan und der Gaite traten wieder in den Hof und der erstere zu Tatenja, welcher unter dem Schatten seiner Orangenbäume saß und in den Gedanken schwelgte, seinen liebsten Wunsch recht bald erfüllt zu sehen.

„Tatenja, sagte der Indianer, deine Befürchtung ist nicht ungegründet; die Gaites haben in der That die Absicht, deine friedliche Wohnung noch in dieser Nacht zu überfallen und jener Bursche so wie noch drei andere, die eurer Aufmerksamkeit entgangen sind, haben den Auftrag, den schwächsten Punkt eurer Verschanzungen auszukundschaften, um ihn beim Angriff benutzen zu können; doch fürchte nichts! laß den Gaiten zu seinem Volke zurückkehren und ich bürge dir dafür, sie werden nicht allein ihren Vorsatz aufgeben, sondern ungesäumt ihren gegenwärtigen Aufenthalt verlassen und in ihre Wälder heimziehen.“

Tatenja hatte den Indianer bei dieser Rede scharf ins Auge gefaßt.

„Du verlängst sehr viel, sagte er, doch wenn ich dir auch vertraue, wer steht dir selbst dafür, daß die Gaites sich deinem Willen fügen werden?“

„Mein Wille ist ihnen Befehl und ihr Anführer, ein kinderloser Greis, der mich als seinen Sohn und Nachfolger aufgenommen hat, wird meinen Wunsch sich zurückzuziehen, sehen um deswillen erfüllen, weil ich ihm sagen lasse, daß sein friedlicher Abzug die Bedingung sei, unter welcher du mir Leben und Freiheit zugesichert hast. — Ich bleibe so lange in deiner Haft, bis mein Vater diese Bedingung erfüllt hat und ist er erst mit seiner Rotte in ihre Wälder zurückgekehrt, so wird es ihm nicht mehr einfallen, dich zu beunruhigen.“

Nach einem Nachdenken und einer geheimen Unterredung mit den Seinigen sagte Tatenja:

„Wir lassen den Gaitem in Gottes Namen ziehen.“

Coan trat zu dem Kundschafter und sagte demselben noch einige geheime Worte, bei denen Gehörden und Blicke die Autorität bewiesen, welche er über den Gaitem ausübte; dann öffnete Domingo die Pforte und der Gaite wurde freigelassen.

Elftes Kapitel.

Schwer sind des Schicksals Wege zu ergründen,
Sie führen schnell vom Glück zum Unglück hin;
Und wenn sie auch den Wechsel vorher künden,
Wir achtet selten ihrer trüben Stim.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange und in ihren letzten Strahlen erglänzten die blanken Waffen der treuen Diener Tatenja's, welche unter der Anführung Adolph's und Tavor's dem Thale der Panhoma, in welchem sich die Gaiten getagert hatten, entgegen zogen.

Tatenja hatte nämlich, da er dem Erfolge der Verwendung Göan's bei dem Wilden nicht völlig vertraute, den projektierten Ueberfall nicht ganz aufgegeben. Der verschmückte Tefin zog dem kleinen bewaffneten Trupp als Wegweiser voran. Ihr Marsch ging beständig durch Vertiefungen zwischen Felsen und Gesträuchchen, und unbemerkt gelangten sie bis auf Büchsenwurfsweite zum Thal der Panhoma. Hier wurde Halt gemacht. Tavor und Tefin, von der einbrechenden Dunkelheit begünstigt,

näherten sich dem Abhange, der gleichsam die eine Wand der Panhoma oder des Krötenloches auss machte; aber vergebens war ihr Bemühen, eine Spur der Wilden in diesem Thale aufzufinden. Taylor's Blicke überschauten die ganze Ausdehnung der Panhoma, nirgends regte sich ein menschliches Wesen. Schon glaubte er die Ueberzeugung zu haben, daß die Wilden der Aufforderung Coan's gefolgt und ihren Hinterhalt verlassen hätten, als Tefin, der sein Ohr dicht am Boden gelegt hatte, ganz deutlich einen Ton vernahm, der ihm das starke Althemholen schlafender Menschen zu sein schien. Auch erschienen an dem Eingange der Panhoma plötzlich zwei dunkle Gestalten, welche im Gespräch begriffen, in die Panhoma eintraten.

Sie sprachen leise mit einander, doch entging dem scharfen Ohr Tefin's keine Syllbe ihres Gesprächs.

„Coan, sagte die eine der Gestalten, ist in der Macht des Bösen; wir dürfen also seinem Willen nicht folgen, und müssen vielmehr alles aufbieten, ihn um jeden Preis zu befreien. Auch möchte sich schwerlich eine so vortheilhafte Gelegenheit wieder darbieten, das Nest zu zerstören; denn die Kreidesgesichter sind durch Coan's Versprechen, uns zu

entfernen, sicher gemacht. Also, ohne Verzug an's Werk!"

Mit diesen Worten traten die beiden Gestalten dem Fuße des Abhanges näher, auf dessen Höhe Tavor und Tefin lauschten. Erst jetzt bemerkten diese, daß die ganze Rotte der Wilden an demselben Abhange im tiefen Schlaf versunken, so nahe vor ihnen lag.

Der Ruf der Anführer weckte die Schlafenden, während Tefin vorsichtig zurücktrat und die Bewaffneten bis zum Abhange vorführte. Mit aufgesogenem Büchsen rückte Adolph mit seinen Bewaffneten vor, und auf der Höhe angelangt, ließ er mit einem lauten Halloh, daß das Echo des Waldes hundertsach wieder gab, Feuer auf die Wilden geben, und sobald der erste Schuß gethan war, unter fortgesetztem Hallohgeschrei sogleich wieder laden.

Das vielfache Echo und das Unverhoffte des Ueberfalls ließen den Anführer der Wilden eine weit größere Anzahl der Angreifenden vermuthen und so zur Flucht greifen, die, obgleich viele der Wilden noch im halben Schlaf waren, dennoch so eilig vollzogen wurde, daß eine zweite Salve der Angreifenden sie nicht mehr erreichte.

Das Wehklagen der Verwundeten vergrößerte die Furcht und reizte um so mehr zur eiligsten Flucht, da selbst die Stimme des Anführers verstummt war.

Die Angreifenden schickten sich zur Verfolgung an und nahmen ihren Weg auf dem Rücken der Althöhe entlang, während die Wilden das Thal versorgten.

Am Ausgange des Thales befand sich ein enger Hohlweg, den die Fliehenden durchaus berühren mussten; diesen wünschte Tavor vor der Ansunft der Wilden zu erreichen, um den Sieg vollständig zu machen und der Rotte den Gedanken an ein Wiederkehren völlig zu beseitigen. Allein er kam erst auf die rechte Seite desselben an, als bereits ein großer Theil der Wilden den Hohlweg durchschritten und die vor demselben sich öffnenden weiten Pläne erreicht hatte. Einige seiner Bewaffneten, die zuerst die Wand des Hohlweges erreicht hatten, feuerten, ohne die Uebrigen abzuwarten, und veranlaßten dadurch den Anführer der Wilden, welcher mit dem größeren Theil seiner Rotte den Hohlweg noch nicht erreicht hatte, diesen zu vermeiden und die steilen Felsen zu erklimmen, auf welchen die Angreifenden standen. Kaum waren die Gaites oben angelangt, als auch sogleich ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entstand. Adolph mit zwei

der Bewaffneten wurden von den übrigen getrennt und bis in das offene Thal gedrängt. — Tavor war glücklicher gewesen, er hatte seine Angreifer überwunden und sich mit dem Trupp in eine vortheilhaftere Stellung zurückgezogen. Hier erst vermisste er den Onkel Adolph und seine Begleiter. Der Gedanke seiner Rettung überwog den seiner Sicherheit, er verließ seine Stellung und folgte der sich über die weite Ebene eiligt dahinziehenden Rotte, welche Adolph und seine beiden Begleiter als Gefangene mit sich fortführte.

Noch ehe Tavor die Ebene erreicht hatte, bemerkte er von der entgegengesetzten Seite her eine dunkle Masse, welche sich gegen die fliehenden Wilden heran bewegte; und als der Mond über die Berge schien, erkannte er dieselbe als einen Trupp Reuter.

Die Wilden, mitten im offenen Felde und ohne Schutzwehr, warfen sich bei dem Anblick der Reuter, in einem dichten Haufen auf ihre Knien zur Erde, und nahmen Bogen und Pfeil zur Hand. — Aber die Schnelligkeit mit der die Reuter gegen sie ausrückten, vereitelte ihren Vorsatz, jene mit einer Salve zu empfangen und nöthigte sie abermals die Flucht zu ergreifen. — Adolph und sein Begleiter blieben stehen und riefen den Reutern ihr amigo!

entgegen. Der Anführer der Reuter, ein junger Offizier, empfing die Geretteten mit sichtbarer Freude und ließ sie unter dem Schutze eines Reuters, während er an der Spitze seiner übrigen Reuter, die fliehenden Gaites bis in den Wald verfolgte.

Taylor war indessen herbeigeeilt und so wieder mit Adolph vereint, traten sie, sobald der junge Offizier dem Adolph seine Rettung verankte, von seiner Verfolgung zurückgekehrt war, ihren Rückweg an.

Jenseits der Panhoma wurde Halt gemacht. Die von der großen Anstrengung ermüdete Kraft bedurfte der Erholung. Adolph, Taylor und der junge Offizier lagerten sich unter einer hochstämmigen Fächerpalme, und sowohl die Reuter, als die Bewaffneten der Fazenda folgten dem Beispiel ihrer Führer. Der Mond beleuchtete die Flur so hell, daß man im Stande gewesen wäre, Geschriebenes zu lesen. —

Adolph von Dankbarkeit gegen seinen Erretter erfüllt, unterbrach zuerst das Stillschweigen, das auf dem ganzen Rückwege geherrscht hatte. Er gab sein Gefühl herzliche Worte, die von dem jungen Offizier mit wahrer Freude aufgenommen und erwidert wurden. Der Wunsch, seinen Erretter näher kennen zu lernen, und die innige Zuneigung, die er für denselben empfand, ließ ihn, der Sitte

des Landes zuwider, nach dem Namen des Offiziers: fragen, aber ehe derselbe auf diese Frage geantwortet hatte, rief Tefin, welcher eine der Fächerpalmen erstiegen hatte, um die Umgegend besser überschauen zu können.

„Die Gaites! die Gaites!“

Der Ruf des wachsamen Museques hatte die Bewaffneten schnell in Reih und Glied und die Reuter auf ihre Pferde gebracht.

Der Offizier beorderte sogleich zwei seiner Reuter, nach der von Tefin bezeichneten Gegend vorzureiten und die auf's Neue vorrückenden Gaites zu beobachten. Der Anführer der Wilden, der den Verlust seines Sohnes Góan, nicht zu ertragen vermochte und fest entschlossen war, lieber zu sterben, als ohne ihn in seine Wälder zurückzukehren, hatte den Überrest seiner halb aufgeriebenen Rotten gesammelt und zog nun noch einmal dem Orte entgegen, der den Gegenstand seiner Sehnsucht in sich schloß. Die Zahl der ihm gebliebenen Streiter war aber so geringe, daß Tavor den Vorschlag des Offiziers zu folgen beschloß, mit den Bewaffneten in die Fazenda zurückzukehren und die Vertreibung der Wilden, ihm mit seinen 15 Reutern allein zu überlassen; aber Adolph verschmähte es, seinem jungen Erretter zu verlassen, bevor die Gaites die Gegend ge-

räumt haben würden, und so blieben alle beisammen und vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriff, von dem sie sich den besten Erfolg versprachen. Nur einer der Bewaffneten wurde nach Hause geschickt, dem Tatenja von dem vorgefallenen Bericht abzustatten und alle Bewohner der Fazenda über das Schicksal der Abwesenden zu beruhigen.

In der Fazenda herrschte die größte Ruhe und Alles war gegen einen etwanigen Angriff auf's Beste vorbereitet. Sobald Tatenja das Schießen aus der Ferne gehört hatte, ließ er die Schleusen öffnen und in wenigen Minuten war der Graben mit Wasser gefüllt. Die zurückgebliebenen Bewaffneten waren auf ihre Posten und Tatenja auf die Warthe getreten und Mahon und Rahna den Großvater gefolgt und verließen ihn nicht eher, bis der Abgeordnete Tayors angekommen war und alle Bewohner durch seine Mittheilungen beruhiget hatte.

Coan, dem der Anzug der Bewaffneten unbekannt geblieben war, lag unter einem Orangenbaum und überließ sich ganz seinen Gedanken, die durch das Gespräch mit Mahon eine ganz neue Richtung bekommen hatten. Selbst die Rückkehr der Bewaffneten und der Eingang der Reiter in die Fazenda vermochten nicht ihn aus seinen Träumen zu wecken.

Bwölfstes Kapitel.

Der Traum wird zum Verräther,
Der Seele Geheimniß entzückt
Den schlummernden Lippen,
Wenn das Herz überströmt in Gefühl.

In dem Familienzimmer der Fazenda stand Tatzenja, die kleine Gucklin, auf dem Arm und Taylor und Mahon ihm zur Seite. Sie bildeten eine Gruppe, die auch dem kühnsten Maler treu wieder zu geben, schwerlich gelingen möchte. Aus ihren Blicken sprach die frendigste Ueberraschung und die innigste Theilnahme an dem was sich so eben vor ihren Augen zugetragen hatte. Adolph hatte in der Person seines Erretters, seinen Sohn Eduard wieder gefunden und an dem Herzen des Vaters fühlte der Sohn die Seligkeit der Wiedervereinigung mit dem, dem er das Leben verdankte. Eduard war von dem gesiebten Vater seit seiner Kindheit getrennt und stand nun zum Manne gereift, als dessen Lebensretter vor ihm.

Lange bedurften die von Freude erfüllten Gemüther bis sie sich zu beruhigen vermochten; und

erst als der junge Offizier die Erzählung der Begebenheiten seines Lebens begann, ging das Entzücken nach und nach in freudige Theilnahme über. Der Befehl seiner Vorgesetzten hatte ihn, nach seiner Rückkehr von Lissabon zu dem Detaschement in die Provinz gebracht, welchen die Vertreibung der Grimpierros aus den Diamanten-Distrikten oblag. Auf einem solchen Streifzuge begriffen, führte ihn die Vorsehung an dem rechten Ufer des St. Francesco und machte ihn zum Lebensretter seines Vaters, der ohne sein Erscheinen jedenfalls ein Opfer der Grausamkeit der Caïtes gefallen seyn würde.

Durch ihn erfuhren die Brüder zugleich die erfreuliche Nachricht von dem Leben ihrer Schwester Philippine, welche mit ihrem Gatten D. Diego nach Lissabon gereist war und sich dort des Wohlstandes und des häuslichen Glückes im vollen Maasse erfreute.

Bei der von Mahon und Cróane bereiteten Abendmahlzeit wurden nun die Gläser auf das Wohl der geliebten Schwester geleert und neue Pläne für die Zukunft erdacht und besprochen. So war die Mitternacht vorübergegangen und Niemand fühlte das Bedürfniß der Ruhe. Selbst in der Halle der Dicnierschaft war alles noch Freude und Leben.

Die fremden Gäste genossen nach langer Entbehrung die ausgewählteste Bewirthung und verbreiteten durch ihren Frohsinn ein reges Leben. Nur einer der Renter, der berüchtigte Sergeant Jozée schien die allgemeine Freude nicht zu theilen. In seinem Herzen brütete die Rache über den jüngst erfahrenen Schimpf, den er nicht aus seinem Gedächtniß verscheuchen konnte; und der ihn mit lebhaften Farben auf's Neue vor die Seele getreten war, als er den unschuldigen Urheber desselben, den Muleques Tekin, vor sich sah, durch dessen List er damals unverrichteter Sache von der Fazenda abziehen mußte.

Noch hatte die Familie ihrer Abendmahlzeit nicht beendiget, als in der Halle der Dieuerschaft ein Wortwechsel hörbar wurde, der die Aufmerksamkeit Tatenjas auf sich zog. Die Hestigkeit der lauten Ausbrüche desselben bewogen Tatenja und Mahon den Tisch zu verlassen, um Ruhe zu gebieten. Der Offizier, der eine der überlauten Stimme, als die seines Sergeanten Jozée erkannt zu haben glaubte, folgte dem Tatenja. Der Wortwechsel war in der That sehr ernster Art.

Der Sergeant Jozée, der durch seinen Raub und Habsucht schon oft das Schrecken der einsam gelegenen Wohnungen gewesen war, konnte die

Schmauß nicht vergessen, die ihn erst vor Kurzem von der Fazenda Tatenjas dadurch wiederfahren war, daß ihn der Giuläß unter dem Vorwande, das Fieber herrsche in derselben, verweigert worden war. Tefin, durch das unwahre Vorgeben der Krankheit, die unschuldige Ursache der getäuschten Hoffnung des Sergeanten, sollte die Rache des Ueberlisteten in vollem Maße fühlen. Schon lag der arme Knabe von dem Sergeanten auf den Boden niedergedrückt und über seinem Haupte schwante die blanke Waffe des Reuters zum Todesstreich bereit, als der Offizier eintrat und ihm den Säbel mit den Worten entriß:

„Was that dir der Knabe; daß du ihn mißhandelst? Du bist unwürdig diese Ehrenwaffe zu tragen, Glünder!“

Mit Zorn entflammten Blicken griff der Sergeant nach einem im Gürtel steckenden Pistol.

„Glünder! rief der Offizier, was beginnst du und griff nach dem Pistol; allein ehe er es verhindern konnte, brannte der Ergrinnnte das Pistol auf ihn ab. Die Kugel streifte das linke Ohr des Offiziers und würde ihn unfehlbar getötet haben, wenn er nicht durch eine schnelle Wendung seines Oberkörpers dem Schüsse ausgewichen wäre. Aber die mordlustige Kugel wollte ihr Ziel haben. Einige

Schritte hinter dem Offizier stand Mahon; mit einem Ausruf des Schmerzes sank sie zu Boden. Die Bestürzung war allgemein und selbst auf den Gesichtern, der an Schauderscenen gewöhnten Reuter, sprach sich ein Gefühl des Mitleids aus. Die unglückliche Mahon, in ihrem Blute schwimmend, wurde von Eduard mit Hülfe ihres Gatten und Adolphs in ihr Schlafgemach getragen.

In der Bestürzung, die jeden Anwesenden ergriff, hatte man des Urhebers dieser Schreckens-scene nicht gedacht. Jozée war verschwunden und aller Nachforschungen ungeachtet nirgends aufzufinden.

An dem Bette Mahons stand Tatjana und Tavor mit Thränen erfülltem Auge, Adolph saß zu ihren Füßen. Ein erquickender Schlummer hielt die schwer Verwundete umfangen; ihr Puls schlug ruhiger und ihr Athemzug war leiser und gleichförmiger geworden. Die kleine Nahna kniete am Kopfende des Bettes und hielt ihr Händchen wie zum Gebet gefaltet; Gróane war beschäftigt einem neuen Verband vorzubereiten; da öffnete sich leise die Thüre des Schlafgemachses und der Indianer Góan trat vorsichtig ein. Er war nicht Zeuge des schreckenvollen Aufrittes gewesen, denn seit dem Einzuge der Reuter hatte er, unter einem Dran-

genbaume gelagert, sich nur seinen Gedanken in der Einsamkeit überlassen. Gefühle der edelsten Art bestürmten, seit der Unterredung mit Mahon, sein für alles Gute empfängliches Herz. Er erkamte eine Stimme in demselben, die ihn mächtig anregte, den von Nahna und Mahon empfangenen Lehren Glauben zu schenken. Nicht das, durch den heftigen Streit entstandene Geräusch, nicht der Unheil verspreitende Schuß hatten ihn aus seinen Träumen gerissen, ihn trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht den guten Geist, wie er Mahon nannte, zu sehen. Vor der Hausthüre fand er den kleinen Tefin, der ihn mit weinendem Auge den unglücklichen Vorfall, als dessen unschuldige Ursache er sich anklagte, erzählte. „Wo ist Mahon?“ rief er, ich muß sie sehen.

Tefin bedeutete ihn, daß Mahon in ihrem Schlafgemach sey und der Ruhe bedürfe, um nicht einem Rückfall ihrer Ohnmacht zu unterliegen. Diese Warnung vermochte ihn, den Wilden, seinem Gange diejenige Vorsicht zu geben, mit der er in Mahons Zimmer getreten war. Ohne auf die Umgebungen zu achten, nahte er sich eben so behutsam, wie er eingetreten war; dem Bette Mahons. Lange betrachtete er die Schlummernde mit einem Blick, der die regste Theilnahme an ihrem Unfall ausdrückte,

dann beugte er sich auf seine Knie und faltete die Hände, wie Nahna, zum Gebet. Alle sahen den Indianer mit Bewunderung zu und Nahna rückte zur Seite, um ihm ihren Platz einzuräumen.

Eine heilige Stille herrschte nun in dem Gemach und deutlicher hörte man die Atemzüge der Schlummernden, die zu träumen schien. Ihr Pulsenschlag ward heftiger und von Zeit zu Zeit wurden einzelne Laute aus ihrem Munde hörbar. Endlich sprach sie ganz vernehmlich die Worte: „Góan, erhebe deine Seele zu Gott und werde ein Christ!“ der Indianer richtete sein gesenktes Haupt empor und blickte die träumend Sprechende verwundert an. Nach einer kurzen Pause sprach Mahon weiter: „Nur der wahre Glaube macht selig; Góan werde ein Christ.“

Das Seltsame dieser im Traum gesprochenen Aufforderung erschütterte das Herz des Indianers mehr noch, als es seine eigenen Betrachtungen unter dem Orangenbaum schon gethan hatten. Im überströmenden Gefühl seines Herzens ergriff er die auf dem Bett ausgestreckte linke Hand Mahons und rief: „Ja, du Stern des Himmels, ich glaube an deinen Gott, ich will ein Christ seyn!“

Mahon öffnete die Augen, aber der Schlummer hatte sie noch nicht ganz verlassen. Noch halb im

Traum sagte sie: „Du hier Góan, ich träumte von dir.“

Góan drückte ihre Hand an seine Lippen und benetzte sie mit einer Thräne; da erwachte Mahon und erschrocken bei dem Anblick ihrer Umgebungen zog sie ihre Hand zurück.

„Wie ist dir Mahon, fragte Tatentja, fühlst du dich wohl?“

„Weshalb fragst du mich, war ich denn frank?“

„Gott sei Dank! sagte Tatentja, du hast also unbewußt Schmerzen gelitten.“

Es bedurfte noch einiger Minuten, ehe Mahon ihre Besinnung ganz wieder erlangte, aber sie wußte durchaus nichts von ihrer Verwundung.

Ein sehnsuchtsvoller Blick fiel auf ihren Gatten, der sich über sie weg bog und ihre Stirn küßte. Erst als sie sich aufrichtete und eine Bewegung machte, Taylor zu umfassen, fühlte sie den Schmerz ihrer Wunde und sank wieder auf das Kopftisken zurück.

Adolph hielt es für besser, die Kranken mit Góanen und Nahua allein zu lassen. Alle übrigen entfernten sich auf sein Geheiß und Góan ging, nachdem er sich noch einmal nach Mahon umgewendet, stillschweigend zur Thüre hinaus.

Tatenjá.

Zweites Bändchen.

12 174

Dreizehntes Kapitel.

Wer eine schöne Seele findet,
Für's Leben sich mit ihr verbindet,
Steht in Fortunens hoher Gunst;
Doch wer die schon verlorne rettet,
Sie fest am Tugendpfade fettet,
Steht höher noch in ihrer Gunst.

Unter dem kühlenden Schatten einer anmuthigen Rosenlaube, mit der Aussicht nach den Ufern des Rio St. Francesko, saß Mahna, den Kopf auf die linke Hand gestützt, in tiefen Betrachtungen versunken; ihr Gesicht war bleich wie der von Nebel umhüllte Mond und ihr schönes Auge starre matt und strahlenlos vor sich hin; die rechte Hand lag ruhend in ihrem Schooße, eine weiße Rose und eine jener zarten Glockenblümchen haltend, die mit ihrem anmuthigen Farbenspiele und sammtartigen Gewande die felsigen Höhen der südlichen Gegenden zu schmücken pflegen.

Auf einer Schilfmatte im Rasen ausgestreckt, der Mutter gegenüber lag Nahna, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand haltend, abwechselnd bald die gedankenvollen Züge ihrer mütterlichen Lehrerin,

hald die Schrift der entfalteten Blätter betrachtend; ihre Lippen schwiegen, aber ihre Blicke sprachen die Ungewissheit aus in der sie schwiebte, ob sie ihre angefangene Vorlesung fortsetzen oder lieber schwiegen sollte, um das Nachdenken der geliebten Mutter nicht zu unterbrechen.

„Du liest ja nicht Nahna,“ sagte endlich Mahon und richtete, gleichsam sich selbst ermannend, ihr von Kummer gebeugtes Haupt empor. „Dies, meine Tochter, von dem Jüngling.“ —

Nahna las: „St. Johannes kehrte aus dem öden Pathmos zurück zu seiner Heerde, deren treuer Hirt er war und blieb. Ein schöner Jüngling mit blühendem Angesicht, den er vor allen lieb gewonnen, weil er den Keim des Edlen mächtig in seiner Seele trug, und den er der Aufsicht eines hohen Geistlichen übergeben hatte, war während seiner Abwesenheit in Sünde verfallen. St. Johannes Beileidnis darüber war groß und er sprach zu dem Bischoff: „Dieses Jünglings Seele fordre ich einst von Dir.“

„Dieses Jünglings Seele fordre ich einst von Dir!“ wiederholte Mahon halb laut vor sich hin, und Nahna schwieg wieder, um zu hören was ihre Mutter sprach. Aber Mahon redete nicht weiter und versank abermals in ein tiefes Nachdenken.

„Was ist dir geliebte Mutter?“ fragte Mahna endlich, nachdem sie die Leidende lange stillschweigend beobachtet hatte; schmerzt dich denn deine Wunde wieder?

Mahon umarmte ihre Tochter schweigend und suchte ihre Thränen, die sich glühend über ihre Wange ergossen, zu verbergen.

Taylor trat unbemerkt in die Rosenlaube; seine Stirn war in Falten gelegt und düster blickte sein Auge auf die in Schmerz aufgelöste Gattin. Seine ganze Haltung verrieth den innern Kampf einer früher nicht bekannten Leidenschaft, deren erstes Erwachen ihn, am Tage der Verwundung Mahons, an ihrem Krankenbette, so unverhofft und so unheimlich erschienen war, daß er vor sich selbst erschrak. Drei Wochen waren seit jenem verhängnisvollen Tage verstrichen, aber die Zeit hatte den Keim seiner Leidenschaft nicht erstickt, er hatte vielmehr durch dieselbe kräftigere Wurzeln geschlagen und sich immer mehr in das Herz des verblendeten Gatten festgesetzt. Taylor war Ohrenzeuge des an jenem unheilvollen Abend ausgesprochenen Traumes seiner Gattin gewesen, dessen Inhalt sich auf den Indianer Góau beziehend ein ungewöhnliches Interesse Mahons für denselben an den Tag gelegt hatte. Das Gefühl des Mannes, der von Jugend

auf vorzugsweise dem praktischen Jägerleben angehörte, konnte, obgleich von der forgfältigsten Erziehung gebildet und von Ehrfurcht für die Lehren des christlichen Glaubens erfüllt, den erhabenen Schwung nicht erlangen, durch den das edle Herz sich erst von dem minder edelen scheidet. Was jenes nur aus reinem Nutriebe der innen wohnenden göttlichen Natur vollbringt, erscheint diesem als Folge einer unerlaubten Leidenschaft, und je tiefer die Triebfedern der edlen Handlungen liegen, um so unerklärbarer erscheinen sie dem minder feinfühlenden Herzen. Mahon war von den glühendsten Empfindungen für den Glauben erfüllt, dem sie mit ganzer Seele angehörte und der Gedanke, diesem Glauben einen neuen Jünger zu gewinnen, der Gedanke, einen Ungläubigen aus dem Dunkel seiner Unwissenheit an das beseligende Licht zu führen, steigerte jene bis zur Begeisterung und gab selbst dem Traum Leben und Wort.

Vielleicht würde die, bei dem im Traume gesprochene Aufforderung Mahons, erwachende Leidenschaft Tayors niemals zum Ausbruch gekommen seyn, wenn nicht Mahon, im Begriff ihren Gatten zu umarmen, vom Schmerz ihrer Wunde überwältigt auf das Kissen zurückgesunken wäre; welcher zufällige Umstand den leidenschaftlich bewegten Gatt-

ten so befremdend erschien, daß er ihn als Folge eines plötzlich in der Seele Mahons entstandenen Gedankens ansah. Sie liebt den Indianer, so überredete er sich selbst, und schreckte vor deiner Umarmung zurück. Mit geschäftigem Eifer führte er, als er das Zimmer verlassen hatte, die Worte die Mahon im Traume gesprochen, seinem Gedächtniß zurück, beleuchtete die verschiedenen Situationen, in die er sie mit dem Indianer gesehen und immer klarer stand die Ueberzeugung vor seiner Seele: Mahon liebt den Indianer! Bedurfte es mehr, um das Herz des Jägers mit glühender Eifersucht zu entflammen? Die Stimme der Versöhnung sprach vergebens in seinem Innern; vergebens führte sie ihm die Bilder der glücklichen Vergangenheit vor seine Seele. Sie hat ihr Herz von mir gewendet, sie liebt ihn — war das Resultat seiner Betrachtungen, das ihn zur Ungerechtigkeit und zur Härte gegen die edelste der Gattinnen verleitete. Mit Kälte wies er, von jenem unglückseligen Augenblick an, ihre Lieblosungen zurück und verweigerte ihr selbst das Mitgefühl bei ihren namenlosen körperlichen Leiden, die ihre Wunde ihr bereiteten. Wenn er sich fortan ihren schuschtsvollen Blicken zeigte, geschah es nur, um sie mit niederm Verdacht zu kränken und sie gänzlich zu Boden zu drücken.

In der Rosenlaube eingetreten, lehnte er seinen Rücken an einen Baum und seine düsteren Blicke fielen auf die Blumen, welche Mahon in der Hand hielt.

Nahna bemerkte den eingetretenen Vater zuerst und rief ihm mit kindlicher Theilnahme zu: „Vater Tavor, sieh die gute Mutter weint vor Schmerz.“ Mahon richtete bei diesen Worten das Thränent erfüllte Auge empor und ihren Gatten erblickend, streckte sie ihm die Hand, welche die Blumen hielt, sehnuchtsvoll entgegen. „Tavor, sprach sie bittend, reiche mir deine Hand.“

Ohne sich aus seiner Stellung zu bewegen, fragte er mit rauher Stimme: „für wen sind diese Blumen in deiner Hand?“ Mahon wiederholte ihre Bitte. Er trat näher, fasste den ausgestreckten Arm der Gattin dicht über dem Handgelenk und fragte mit einem Tone, der Mahon erzittern machte: „Pflücktest du diese Blumen für mich?“ Die Blumen entfielen ihrer Hand, sie schwieg, denn der Schmerz ersticke ihre Stimme. „Die Blumen frage ich, für wen sind sie bestimmt?“ aber die Antwort blieb aus. Heftig schleuderte er den fest gehaltenen Arm von sich, zertrat mit dem Fuße die am Boden liegenden Blumen und verließ zornentflammt den Blickes und mit schnellen Schritten, Ros-

sentaubt und Garten. Vergabens flehte die rufende Stimme Mahons ihn nach, er war ihrem Auge entchwunden und überließ sie, die tief Getränkt, ihrem grenzenlosen Schmerze. In dem Augenblick, wo es ihr gelungen war, dem beengten Herzen durch einen Strom von Thränen Erleichterung zu verschaffen, trat Adolph zu ihr. Der treue väterliche Freund hatte die Krankheit der jungen Leute schon von ihrem Entstehen beobachtet und sich bemüht, dieselbe im Herzen Tayors schon im Keime zu ersticken, allein es war ihm nicht gelungen, obgleich er im vertrauten Gespräch mit seinem Neffen denselben soweit gebracht hatte, daß derselbe in besseren Augenblicken die Ueberzeugung von der Unschuld seiner Gattin zu haben schien; aber die Kraft im Augenblick der Anregung sich selbst zu beherrschen, den rohen Ausbrüchen seiner Leidenschaft vorzubeugen, vermochte der Unglückliche nicht zu erlangen und untergrub sein Glück, die Ruhe und Zufriedenheit seiner engelreinen Gattin.

Mit den freundlichsten Worten sprach Adolph seiner Nichte Trost zu und suchte sie zu überzeugen, daß das harte, leidenschaftliche Wesen Tayors von einem körperlichen Leiden herrühre, mit dessen Aufhören auch seine bessere geistige Natur wieder die Oberhand erlangen würde. Er hat sie, seine Ua-

freundlichkeit liebend und ohne Klagen zu ertragen und ihren Schmerz zu beherrschen, damit er nicht nachtheilig auf ihren ohnehin schon durch die Wunde so empfänglich gewordenen Gesundheitszustand einwirken möchte. Erst nachdem es ihm gelungen war ihre Thränen zu stillen und sie so viel als möglich zu beruhigen, verließ er sie mit dem Vorsatz, seinen Neffen aufzusuchen und ihm noch einmal den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten.

Rahna nahm die von ihrem Vater zertrümmerten Blumen vom Boden auf und legte sie sorgfältig zwischen die Blätter ihres Buches. „Vater Taylor, sagte sie zu ihrer Mutter, hat die schönen Blumen, die dir Göan heute zum Morgengruß brachte, mit dem Fuße zertrümmert, sie werden nun verwelken und ihre schönen Farben verlieren, aber deshalb will ich sie doch nicht wegwerfen; hier zwischen den Blättern meines Buches mögen sie trocknen und wenn sie getrocknet sind, lege ich sie in meine Sammlung, die mir der gute Onkel Adolph so schön eingerichtet hat.“

Croane, die während der Krankheit Mahons die Leitung der Wirthschaft allein übernommen hatte, erschien und erinnerte ihre Freundin, daß es Zeit sei, einen neuen Verband an die Wunde zu legen.

Schweigend nahm Mahon ihre Tochter bei der Hand und folgte der Aufforderung Croavens.

Eduard, Adolphs Sohn, hatte mit seinen Reutern, wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfall, dessen Folgen so störend auf das häusliche Glück Mahous einwirkten, die Fazenda verlassen, ohne die Spur des Urhebers, des Serganten José aufgefunden zu haben. Sein Streifzug gegen die Grampelros war noch nicht beendet und es lag ihm ob, seiner Instruction gemäß, noch tiefer in das Innere des Landes, an den kleinen diamantenhaltigen Nebenflüssen des Rio St. Francesco vorzudringen; aber er war von seinem Vater und den ihn so lieb gewordenen Bewohnern der Fazenda mit dem Versprechen geschieden, auf dem Rückwege nach seiner Station, noch einige Tage in dem Kreise der Familie Tatenjas zu verweilen, und von seinem Vater Briefe für dessen Schwester Philippine, seine Pflegemutter, zur sicheren Besförderung nach Lissabon mitzunehmen.

Von allen jenen Austritten, welche zwischen Taylor und seiner Gattin vorgesessen waren, hatte Tatentja keine Kenntniß erlangt; er war vorzugsweise nur damit beschäftigt, den Indianer Coat, den er von Tage zu Tage immer mehr lieb gewann, und den er nur seinen lieben Sohn nannte,

in den Lehren des Christenthums zu unterweisen und ihn mit allen seinen Pflichten bekannt zu machen, die einem gläubigen Christen zieren.

Auch an diesem Tage saß Tatzenja mit seinem Schüler unter dem Schatten der Kapellbäume und unterrichtete ihn mit väterlicher Milde. Göan bewunderte die Weisheit seines Lehrers und verwandte kein Auge von den heilverkündenden Lippen des Gastes, der also sprach: „Nach alle dem, was ich dir in der kurzen Zeit unseres Zusammenlebens mitgetheilt habe, wirst du die Ueberzeugung erlangt haben, daß die Bestimmung des Menschen keine andere ist, als würdige Vorbereitung für ein künftiges Leben, durch ein eifriges Bestreben nach der höheren Erkenntniß, die allein im Stande ist unsere Natur zu veredeln. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, die Gebote des Herrn aus Furcht für die Strafe zu befolgen, und uns nicht überreden, durch Unterlassung des Bösen genug für das Heil unsrer Seele zu thun, wir müssen uns auch bestreben, das Gute wahrhaft lieb zu gewinnen, damit jede unsrer Handlungen lediglich aus der Liebe zum Guten hervorgehe. Wahre Erkenntniß des Bessern ist demnach das erste, wonach du zu streben hast. Die Erkenntniß des Bessern ist aber von der Erkenntniß unsrer selbst bedingt und je

besser wir uns selbst kennen, je tiefer wird die Liebe zum Guten in unserem Herzen Wurzel fassen. „Zur Erkenntniß deiner selbst gelangst du am sichersten durch strenge Prüfung aller deiner Gedanken; denn der Gedanke erzeugt die That und nur der, der seine Gedanken zu beherrschen weiß, wird sich für tadelnswerthe Handlungen sichern.“

„Prüfe also jeden deiner Gedanken bevor du ihn zur Triebfeder einer Handlung machst, dies sey die Lehre, die ich dir, mein lieber Sohn, heute zur Beherzigung übergebe.“ Mit diesen Worten brückte er die Hand des Indianers, stand von seinem Sitz auf und entfernte sich.

Hoch lange tönten die sanftesten belehrenden Worte des ehrwürdigen Greises in dem Herzen Coans nach, der seinen Sieblingssitz an der Kapelle nicht verlassen hatte und in Betrachtungen über die empfangenen Lehren versunken, alles um sich her vergaß. Prüfe jeden deiner Gedanken, wiederholte er sich selbst, bevor du ihn zur Triebfeder einer Handlung machst, und unwillkürlich trat der Gedanke an Mahon vor seine Seele. Unbekannt mit dem Gefühl, das diesen Gedanken zum herrschenden in seiner Seele gemacht hatte, fragte er sich selbst: Was ist es, das den Gedanken an dieses herrliche We-

sen in mir so mächtig erregt, daß ich jeden andern mit diesem einen vereine? Sie ist das Gute, das Edle selbst, aus ihren Augen strahlt mir die Seligkeit des Glaubens entgegen, von ich täglich lieber gewinne; wenn ich an Sie denke, begreife ich erst ganz die Wahrheit der Lehren, die mir dieser edle Greis so freundlich mittheilt; der Gedanke an Sie kann also kein tabelnswerther seyn, und doch scheint es mir, als ob seit einiger Zeit, seit jenem Tage, wo ich sie mit thränenentfülltem Auge auf ihren Knieen hier in der Kapelle betend fand, eine innere Stimme mich des Unrechts anklagt, wenn ich mich nach ihrem Blicke, nach ihrer besiegenden Unterredung sehne. Woher entsteht dieser Widerspruch in mir? Ich will zu ihr gehn, sie selbst soll mir meine Zweifel lösen. Mit diesem Vorsatz verließ er den Kapellberg und richtete seinen Weg nach dem Garten, wo er den Gegenstand seiner Sehnsucht zu finden hoffte; allein Mahon war nicht mehr in der Rosenlaube; sie hatte bereits den Garten verlassen, um sich von Croanen einen neuen Verband anlegen zu lassen. Der Weismuth über seine getäuschte Erwartung und die Unmöglichkeit Mahon zu sprechen, bewogen ihn, das Freie zu suchen. Er ging über den Steg des Pororoca und erstieg mit großer Anstrengung den hinter dem

Kapellberg gelegenen Felsen, der hoch über die Gegend hervorragte. Auf dem höchsten Gipfel desselben angelangt, setzte er sich, um von seiner Er müdung auszuruhen; seine Blicke überschauten das Thal.

Von der entgegengesetzten Seite her erstieg ein mit den Krümmungen des Bergpfades wohlbekannter Jäger den Felsen; noch nicht ganz auf der Höhe angelangt, hatte er den im Staunen der schönen Natur versunkenen Indianer kaum bemerkt, als er sich auch sogleich hinter ein vorspringendes Felsenstück verbarg. In den Augen des Jägers flammte der Zorn, und der Durst nach Rache erzeugte einen plötzlichen Gedanken in seiner Seele, den er auszuführen rasch zur That schritt. Von der Schulter nahm er die geladene Büchse, spannte den Hahn und legte auf den Indianer an. In demselben Augenblick sprang ein Gemshock aus dem Gestritte über den Felsen zwischen dem Jäger und dem Indianer durch. Von dem Geräusch, das dies flüchtige Thier bei seinem Sprunge verursachte, erschreckt, sprang Góan von seinem Sitz auf und wendete zufällig sein Gesicht nach dem Orte hin, wo der Jäger im Anschlage lag. Unwillkürlich bog er seiner Oberkörper aus der Schuslinie. Der Schuß fiel und mit ihm zu des Indianers Füßen,

der getötete Gemshock. „Du triffst gut, Tavor!“ rief der Indianer, den in seinem Schweiße verenden Gemshock mitleidsvoll betrachtend. Tavor trat mit todtenblassem Antlitz aus seinem Verstecke hervor und mit bebender Stimme die heftige Bewegung seines Innern unterdrückend, redete er den Indianer an: „Was trieb dich zu dieser Stunde hierher auf diesen unwirthbaren Felsen? Du entgingst der Gefahr, dein Leben zu verlieren, nur durch ein Wunder.“

Die Furcht, welche Góan früher vor dem Feuergewehr gezeigt hatte, war durch seinen Umgang mit Adolph völlig verschwunden, da ihn dieser mit dem Bau und der Wirkung desselben näher bekannt gemacht und ihn öfter veranlaßt hatte, selbst nach einem ausgesteckten Ziel zu feuern.

„Sieh, sagte er ganz ruhig zu Tavor, dort auf jenem Felsen hat sich ein Raubvogel niedergelassen, und indem er nach der Büchse Tayors griff, laß mich versuchen, ob auch ich treffen kann.“ Tavor von dem Gedanken ergriffen, Góan habe seine, durch die Dazwischenkunst der Gemse vereitelte Absicht errathen, verweigerte ihm Anfangs das Gewehr, doch plötzlich sich besinnend, lud er es aufs Neue und gab es dem Indianer mit den Worten: „Du hast ein Recht, diese Büchse von mir

zu verlangen, hier nimm sie und versuche ob du besser trifft als ich.“ Er trat einige Schritte zurück. Góan spannte den Hahn, legte an, zielte und drückte ab. Der Raubvogel erhob sich einige Fuß hoch über den Felsen und fiel dann todt zu Boden nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Es scheuet das Laster des Tages Licht;
Im nächtlichen Dunkel verborgen
Will sich's entziehen dem Strafgericht,
Es dünkt sich in Höhlen geborgen;
Doch wie es auch flüglich die Fäden spinnt,
Nimmer die That ihrem Rächer entrinnt.

Auf den gegen Mitternacht gelegenen Bergen, welche, als Abstufung des schon früher erwähnten Gebirgarmes, den Uebergang desselben in die Ebene bildeten, weidete die kleine Schaasheerde der Fazenda und gewährte einen höchst romantischen Anblick. Die Thierchen hatten sich weit über den Rücken des mit niederm Gesträuch bewachsnen Vogelberges, einer einzelnen Höhe der Berge, verbreitet und suchten emsig zwischen Steinen und Gebüschen ihre Nahrung. Auf dem höchsten Punkte des Berges, unter dem Schatten eines üppig wachsenden Myrthenstrauches, ruhte Chapy, eine junge Negersclavin, welche Tatentja erst vor einem Jahre von einer befreundeten portugiesischen Familie, die in der Villa ricca da ponta wohnte, gekauft hatte,

den Schäferstab im Arm haltend; neben ihr lag Molly, der treue Wächter der Heerde, ein Schäferhund von besonderer Größe und Schönheit. Die hellfunkelnden Augen der schwarzen Schäferin überblickten wachsam die ganze Ausdehnung, die die Heerde genommen hatte und schweiften hin und her, von dem entferntesten Thiere bis auf das ihr am nächsten gebliebene Lieblingslamm Nahnas, das zur besonderen Auszeichnung ein rothes Band um den Hals trug. Von Zeit zu Zeit rief ein einziges Wort von den purpurnen Lippen der Schäferin und ein Zeichen mit ihrer Hand den wachsamen Molly von seinem Lager empor und führte ihn pfeilschnell, den Kreis, den die Heerde bildete, vorsichtig umgehend, nach dem bezeichneten Punkt, um die sich zu weit entfernenden Thierchen in den Kreis zurückzutreiben, und hatte er seinen Auftrag erfüllt, so kehrte er langsam um und legte sich wieder neben seine Führerin, nachdem er vorher seine fragende Blicke nach dem Auge derselben gerichtet hatte, um gleichsam zu erforschen, ob er ihren Willen auch recht ausgeführt habe. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, richteten alle Schäfchen ihre Köpfe empor und standen einige Sekunden lang bewegungslos in einer erwartungsvollen Stellung; nur hin und wieder sah man einzelne Hammel mit dem

rechten Vorderfuße auf die Erde stampfen. Molly murkte leise, ohne sein Lager zu verlassen, dann aber richtete er auch seinen Kopf in die Höhe und kieß, ohne einen Befehl von seiner Schäferin empfangen zu haben, dem entgegengesetzten Abhange des Berges zu. Chapy wendete sich um und neben ihr stand der junge Neger Temapu Pahon (das gute Herz). Mit einem freundlichen Gruß ließ er sich neben Chapy im Grase nieder und segte ein Geschlecht von Schiff, in der Form eines Rövers, neben ihr hin.

„Ich bringe dir Lebensmittel, sagte Pahon; mit gutmütigem Lächeln, du wirst wohl hungrig seyn, denn es ist schon lange Mittag vorüber.“

Eine kleine Pause erfolgte, während welcher Pahon die Negerin scharf in das Auge sah.

„Warum siehst du mich so forschend an?“ fragte Chapy und schlug die Augen nieder.

„Ich möchte gern in deinen Blicken lesen, antwortete Pahon, was seit einiger Zeit mit dir vorgegangen ist.“ Er hielt inne, eine Antwort erwartend, allein da diese ausblieb, so sprach er weiter: „Schon seit einigen Wochen vermeidest du mich absichtlich, siehst es ungern, wenn ich mich dir nahe, und weichst mir überall aus und gelingt es mir einmal, dich zu fragen, was dir fehlt, dann

antwortest du kalt und einsybig: nichts, gar nichts. Was that ich dir zu Leide, daß du so gegen mich bist?"

"Nichts!" antwortete Chapy.

"Schon wieder dies nichts." Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand, „so sprich doch und sage mir, was dir fehlt.

Chapy seufzte und zog schweigend ihre Hand zurück. Vergebens bemühte sich der gutherzige Messer, eine Erklärung über ihr räthselhaftes Benehmen zu erlangen, das von ihrer früheren Zärtlichkeit gegen ihn so sehr abstach. Chapy blieb kalt und einsybig. Trüben Blicks entfernte sich Pahon, als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte und die ihm übertragenen häuslichen Geschäfte ihn nach Hause riefen.

Chapy sah dem verschmähten, sonst so zärtlich geliebten Pahon so lange nach, bis sie ihn aus ihrem Gesicht verloren hatte, dann stand sie, noch einmal tief seufzend, von ihrem Ruheplatze auf, gab Molly das bekannte Zeichen zum Sammeln der Heerde und führte diese an den zu ihrem nächtlichen Aufenthalt unter dem Schutz eines Gebüsches bestimmten Platz, der sich an eine Felsenwand lehnenend, von 3 Seiten mit Horden eingeschlossen war.

Der Tag war gewichen und schwach erleuchtete der Abendstern die Flur. Molly schlug an, aber von Chapy's Worten besänftigt; verbarg er sich unwillig gnurrend im Gebüsch.

Eine hohe männliche Gestalt, in einen weißen Mantel gehüllt, trat hinter den Felsenstücken, welche die eine Wand des eingehordeten Lagerplatzes der Heerde bildete, behutsam hervor. Chapy verrieth zwar bei dem Anblick dieser Erscheinung einige Angstlichkeit, allein sie war keineswegs von derselben überrascht, denn die Art ihrer Begrüßung bewies, daß sie den nun vor ihr stehenden Mann nicht unverhofft und auch wohl nicht zum erstenmal empfing; sie warf sich in seine Arme und bedeckte seine dunkle Stirn mit Küssen. „Es ist mir, als hätte ich dich ein ganzes Jahr nicht gesehn, sagte sie, und doch schied uns erst der anbrechende Tag.“

„Die Strahlen seines Lichts, erwiederte der Willkommene, würden zu sehr auf das Weiße meines Mantels gesunken seyn und hätten am Ende den lichtscheuen Nachtvogel geblendet. Bermaldeites Coos! wie ein Marder bei Tage im Loche zu stecken und nur mit den Fledermäusen ausfliegen zu dürfen, doch nur Geduld, ich will mich für die müßige Zeit entschädigen, wenn die Stunde der Nache geschlagen hat.“

Chapy hielt ihm den Mund zu und liebkoste ihn mit einer ächt afrikanischen Zärtlichkeit. Sie hörte ungern so rauhe Worte aus seinem Munde, denn ihr Herz war gut und ihr einziger Wunsch ihm das Leben in der Verborgenheit erträglich zu machen. Sie hatte den düsteren Geliebten neben sich auf eine von der Natur gebildete Steinbank gezogen und erquicke ihn durch einen Krug mit Wein, ein Getränk, das er lange schon entbehren mußte.

„Hohl mich der Satan! betheuerte er, das ist der erste Tropfen, den ich seit 3 Wochen über meine Lippen bringe, aber wie bist du dazu gekommen? deine Europäer sind doch sonst nicht so freigebig mit diesem Getränke.“

„Große, antwortete die Schäferin, die während der Krankheit Mahons die Wirthschaft allein führt, gab mir heute früh, als ich hinein gegangen war um den Abgang des in der verflossenen Nacht verschwundenen Hammels zu melden, die Schlüssel zu dem Gewölbe worin der Wein liegt. Es war freilich unrecht, aber ich dachte daran daß du schon so lange nach einem stärkenden Labetrunk schmachtest und da konnte ich nicht widerstehn.“

„Unrecht! spottete der Weißmantel, was ist unrecht? Dort liegt der Wein und hier fehlt er. Trink! und erzähle mir, wie es mit dem Schmuckästchen

steht, hattest du noch keine Gelegenheit es zu erlangen?" Bei diesen Worten strich er sich den gewaltigen Knebelbart zum Küssen zurecht und umfasste die schlanke Taille der feurigen Afrikanerin. Seine Liebkosungen und der Wein thaten die gehörige Wirkung. An seinen Lippen hängend, betheuerte Chapy, daß sie den Aufbewahrungsort der Diamanten und des goldenen Schmuckes ihrer Herrin auskundschaftet, aber noch keine passende Gelegenheit gefunden habe, sich dieser wertvollen Sachen zu bemächtigen; sie versprach aber nicht zu säumen und die nächste günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um seinen Wunsch zu erfüllen. „Ich thue gern Alles, was du von mir verlangst, und wenn ich den Schmuck noch nicht erlangen konnte, so lag es gewiß nicht an meiner Zaghastigkeit, wie du glaubst, sondern nur an der Unmöglichkeit.“

„Sobald wir in dem Besitz des Kleinods sind, erwiderte er, so ziehen wir von dannen, du wirst dann mein Weib und nichts trennt uns mehr in diesem Leben.“

„Aber, entgegnete Chapy, wir thun doch unrecht, uns das Eigenthum anderer zuzueignen, wenn diese es auch, wie du mir sagst, selbst auf unrechtem Wege erlangt haben.“

„Unrecht! närrisches Kind, wie kann das un-

recht seyn. Ich sagte dir ja, daß alle Diamanten eigentlich der Regierung gehören und daß dein alter Graykopf sie auf keine andre Weise erlangt haben kann, als durch die Grimpeiros, die sich in hiesiger Gegend herumtreiben, und von der Regierung mit aller Strenge verfolgt werden. Ganz abgesehn von diesem Umstande, so behält der Alte noch Reichthümer genug und kann diese Kleinigkeit, die er so sorgfältig vor den Augen der Menschen verbirgt, recht gut entbehren. Wir bereiten uns durch seinen Ueberflüß eine glückliche Zukunft und er bleibt reich genug um glücklich zu seyn."

Ein Geräusch unterbrach das Zwiegespräch. Erschrocken fuhr Chapy von der Bank auf und trat an die Horden vor. Sie lauschte lange, aber alles war wieder so ruhig als zuvor. „Molly!“ rief die Schäferin leise, aber der treue Wächter ihrer Heerde kam nicht. Sie ging zu seinem Lager und fand es leer. Noch einigemal rief sie seinen Namen, aber vergebens, Molly hörte nicht. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß der Hund das Geräusch verursacht haben mußte, aber was hatte ihn veranlaßt sein Lager zu verlassen? Ihre Unruhe wuchs, als sie seinen Namen zum dritten Male ganz laut gerufen hatte und er sich dennoch nicht blicken ließ. Plötzlich brach er durch das Ge-

büsch und nahte sich schmeichelnd der Schäferin und sprang, als sey er der Ueberbringer einer angenehmen Botschaft, freudig an sie hinauf. Ihre drohenden Worte machten ihn nicht irre, er erwiederte sie durch Winseln und Wedeln mit der Rüthe und zog sich nicht eher in sein Gebüsch zurück, bis Chapy ihren Staab drohend erhob. Alles blieb nun ruhig und Chapy kehrte in die Arme ihres Geliebten zurück, der regungslos auf der Steinbank sitzen geblieben war; aber durch das Geräusch vorsichtig gemacht, bat sie mit leiser Stimme: „Läß uns in deine Höhle treten, ich fürchte hier Verrath.“ Der Weißmantel stand auf und ging. Chapy mit dem Schilfrohr und dem Krug in der Hand folgte ihm. Ihr Weg führte sie über einige Felsenblöcke in eine Schlucht hinunter, welche von hochragendem Olyander besetzt, in verschiedenen Krümmungen zu einem Granitfelsen führte, der sich weit gegen Mitternacht hin erstreckte und mit dem Hauptgebirgsarm in unmittelbarer Verbindung stand. Vor demselben angelangt, rollte der Weißmantel einen großen Stein zur Seite und eine Öffnung wurde sichtbar, die wohl Niemand für den Eingang in eine menschliche Wohnung gehalten haben würde, und in die beide nicht ohne Rühe hineintraten. Von innen bedeckten sie die Öffnung mit einem andern

breiten Stein, der zu diesem Zwecke an der Seite angelehnt stand und traten dann durch einen langen schmalen Gang in den weiten Raum der Höhle, der dem Weißmantel zur Wohnung diente. Mitten in demselben war von Steinen eine Art Feuerheerd errichtet, auf dem noch ein halbverkohltes Feuer glimmte, das durch einige daraufgelegte Späne, sehr bald die Höhle erleuchtete und die darin enthaltenen Gegenstände deutlich erkennen ließ. In der Decke oberhalb des Heerde wurde eine Öffnung sichtbar, welche sich durch Risse und Spalten des Felsens bis in den höchsten Gipfel mündete und so als Abzug des Rauches, der von dem Feuerheerde emporstieg, diente. In einer Ecke der Höhle gewahrte man die Waffen des Bewohners, einen Säbel, Karabiner und Pistolen, und nicht fern von diesen auf einer Unterlage von Schilf und Blättern einen frisch geschlachteten Hammel. Neben dem Feuerheerd standen einige Geräthschaften zum Kochen und ein großer steinerner Krug mit Wasser angefüllt; eine Schilfmatte lag am Boden ausgebreitet, auf die sich die Eingetretenen niederließen, nachdem sie vorher auch die Öffnung die aus dem schmalen Gang in den inneren Raum führte, mit einer großen Steinplatte verschlossen hatten.

Der gutmüthige Pahon hatte indessen seine ge-

liebte Chapy vergebens bei der Hörde aufgesucht; denn kein anderer als er war die Ursach des Geräusches, das sie und den Weismantel bewogen, sich in die Höhle zurück zu ziehn. „Sie hat sich absichtlich versteckt, sagte Pahon zu sich selbst, denn sie meidet es, mich zu sehn.“ Mit betrübtem Herzen legte er sich in das Gebüsch neben den treuen Molly, und schlief, von dessen Liebkosungen geschmeichelt, sehr bald ein, und die Stille der Nacht um ihn her wurde durch nichts, als durch das Husten der in den Horden dicht zusammengedrängten Schafe unterbrochen.

Der neue Tag hatte den Schleier der Nacht noch nicht völlig durchbrochen, als Chapy von dem Weismantel geführt die Höhle verließ und zu ihrer Heerde zurückkehrte. Molly weckte durch sein unwilliges Grunnen den schlafenden Pahon, der erschrocken bei dem Anblick des Tages schnell von seinem Lager aufsprang, um sich nach Hause zu begeben, wo ihn seine täglichen Früharbeiten schon erwarteten. Im Begriff aus dem Gebüsch hervzutreten, fielen seine Blicke auf den eben bei der Felsenwand angelangten Weismantel, der die Megerin noch bei der Hand hielt. Sein todtenbleiches Antlitz hatte ein so gespensterartiges Aussehen, daß Pahon fast vor Schreck auf sein Lager zurück-

gesunken wäre; er vermeinte den leibhaften Berggeist zu sehn, von dem sich die immer noch vom Überglanzen mächtig ergriffenen Neger und Negerinnen bei ihrer Abendbeschäftigung oft schauerliche Spuckmährchen erzählten. Sein Schreck war so groß, daß er es nicht wagte, noch einmal nach der Ursach desselben zu blicken und fast besinnungslos stürzte er aus dem Gebüsch bei den Horden vorüber und lief was er laufen konnte der Fazenda zu, in welcher er sich für die Verfolgung des unsauberer Berggeistes erst sicher glaubte. Der Weißmantel und Chapy hatten den Fliehenden bemerkt und waren über dessen unverhofftes Erscheinen nicht minder erschrocken, als Pahon selbst. Seiner schleunigen Flucht legten sie die Absicht zum Grunde, die Begegnung mit dem Weißmantel den Bewohnern der Fazenda mitzutheilen und sie zur näheren Untersuchung zu veranlassen. Der Weißmantel hielt es daher für nöthig, sich so schnell als möglich zu entfernen und sich in seine Höhle zu verbergen. Chapy mußte unverzüglich mit ihrer Heerde den Hordenplatz verlassen. „Vergiß das verabredete Zeichen nicht, wenn du wiederkehrst, rief er der Negerin beim Weggehn zu, und bringe über Alles sichre und bestimmte Nachricht mit.“

Chapy noch bebend vor Angst entdeckt zu seyn, öffnete die Horden und gab dem treuen Wächter der Heerde das Zeichen zum Aufbruch.

Funfzehntes Kapitel.

Die That wird nach dem Erfolge gemessen,
Von den verblendeten Richtern der Welt;
Wer aber wollte die Warnung vergessen,
Dass uns der Tod vor den Ewigen stellt.

Die Bewohner der Fazenda waren zur Morgenandacht in der Kapelle versammelt und empfingen mit reger Aufmerksamkeit die Lehren des würdigen Greises, der sich über eine Stelle des 17ten Kapitels des Evangelisten Lucä erklärend vernehmen ließ:

„So dein Bruder an dir sündiget, so strafe ihn; und so er sich bessert, vergieb ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wieder käme zu dir und spräche: Es reuet mich; so sollst du ihm vergeben.“

Mahon war seit ihrer Verwundung an diesem Morgen zum erstenmale wieder in der Morgenandacht erschienen, obgleich sie schon öfter zu anderen Tageszeiten allein die Kapelle besucht hatte, um ihr Herz vor dem auszuschütten, der jeden unserer Gedanken kennt. Ihr bleiches Antlitz erregte allge-

meines Mitleiden und Niemand konnte die immer noch körperlich Leidende ohne Theilnahme ansehen. Góan stand ihr gegenüber an eine Säule gelehnt und obgleich er kein Auge von ihr verwandte, so lauschte er doch mit ungetheilter Aufmerksamkeit dem belehrenden Vortrage Tatenjas, der ihn um so mächtiger ergriff, da er eine Seite seines Herzens berührte, die von dem Vorfall mit Tavor am versessenen Tage heftig bewegt worden war. Er hatte die Absicht Tavor's errathen und mit einer Schonung gegen ihn verfahren, die den höchsten Edelmuth seines Herzens bewies.

Mahon überblickte zu verschiedenen Malen die versammelte Menge in der Hoffnung, ihren Gatten zu erspähen, aber er war nicht gegenwärtig und erschien auch nicht.

Nachdem Tatenja seinen Vortrag mit den Worten beendet hatte: *Vergebet, so wird euch wieder vergeben werden*, wurde noch ein Vers eines Liedes gesungen und alle verließen still und wohl erbaut die Kapelle und schritten über den Hofraum ihren Wohnungen zu; da stürzte Mahon mit bleichem Angesicht athemlos zur Pforte herein und fiel, von der Furcht übermannt und von der übereilten Flucht erschöpft, an dem Wasserbehälter bestinnungslos nieder. Jeder der ihn fallen sah

eilte zu seiner Hülfe herbei. Góan und Adolph waren ihm am nächsten gewesen, sie hoben ihn auf und brachten ihn nach und nach wieder zu sich selbst; aber der Schreck hatte seine Zunge gelähmt, lange währte es, ehe er vernehmliche Worte hervorbringen konnte. Das erste, was er wiederholend deutlich sprach, war: der Berggeist! Die Neger und Negerinnen, welche indessen alle herbei gekommen waren, und denen die Spitzgeschichten des Berggeistes noch von ihren Abendunterhaltungen im frischen Andenken waren, führten bei dem Worte, der Berggeist, erschrocken zusammen und sahen sich gegenseitig fragend an. Adolph und Mahon lächelten über die Furchtsamen, aber Tatjana schüttelte unwillig das ehrwürdige Haupt. Noch einige Minuten der Erholung bedurfte Pahon, bevor er die Erzählung dessen, was er gefehlt haben wollte, beginnen konnte, dann aber sprach er:

„Als ich gestern Abend hinaus ging, den Befehl der Herrin zu vollziehn und an Chapy's Stelle bei der Schaasheerde zu wachen, fand ich, bei den Horden angelangt, Niemand als Molly, der mir schon entgegen gesprungen war. Ich rief, aber Chapy antwortete mir nicht. Zur ersten Augenblick meinte ich, das Mädchen wolle sich mit mir necken und habe sich irgendwo versteckt, allein da sie sich

auf meinen wiederholten Zuruf nicht blicken ließ, so legte ich mich ganz still neben den Horden in ein Gebüsch nieder und dachte, Chapy wird wohl auf einem anderen Wege schon nach Hause gegangen seyn. Wie ich so im Gebüsch lag und alles um mich her still und ruhig geworden war, überfiel mich mit einem Male eine ganz ungewöhnliche Müdigkeit und ich schlief ein; aber mein Schlaf war unruhig, ich träumte fortwährend und sah im Traume ganz deutlich die wunderlichsten Gestalten; kleine Zwerge tanzten um ein helles Feuer und sangen lustige Lieder dazu, dann kamen Affen und Papageyen und andere Vögel und mischten sich unter die tanzenden Zwerge; mit einemmal stieg eine große glühende Kugel aus dem Feuer heraus und zerplatze mit einem gewaltigen Knall, so daß alle Zwerge und Affen zur Erde fielen und die Vögel davon flogen. Ich sprang von meinem Lager auf und als ich mich umsah, stand der Berggeist mit seinem Todtengesicht, der die Chapy hinter sich her schlepppte, ganz nahe vor mir; er grinste mich an und streckte die eine Hand schon nach mir aus um mich zu fassen, da ergriff ich die Flucht; aber er verfolgte mich bis an den Graben und würde mich gewiß ergriffen haben, wenn ich mich nicht durch einen Sprung gerettet und in die

zu meinem Glück offen stehende Pforte entkommen wäre."

So unwahrscheinlich auch die Erzählung des Negers klang, so war es doch einleuchtend, daß irgend eine ungewöhnliche Erscheinung derselben zum Grunde lag und Adolph übernahm es daher, die Sache an Ort und Stelle näher zu untersuchen. Er verließ zu diesem Zwecke mit Pahon den Hof. Auf dem Vogelberge trafen sie die weidende Schaaferde, die Chapy scheinbar ganz unbefangen hätete. Die Schäferin wollte von dem Vorgefallenen durchaus nichts wissen und beteuerte auf Adolphs Fragen, obgleich sie ihr ängstliches, unentschlossenes Wesen nicht ganz bemeistern konnte, daß sie nicht das mindeste gesehn habe, was einem Berggeist ähnlich sey. Den forschenden Blicken Adolphs war die Verlegenheit der Negerin nicht entgangen und er zog nach einem strengen Verhör den Schluß, daß sie irgend eine geheime nächtliche Zusammenkunft gehabt haben müßte, die sie sich schämte zu gestehn. Mehr um dem dringenden Wunsche Pahons nachzugeben, den Ort wo er den Berggeist gesehn haben wollte, in Augenschein zu nehmen, als in der Erwartung, an demselben eine Entdeckung zu machen, ging er mit dem Neger zu den Horden an der Felsenwand. Hier fand er in dem Sande ganz

frische männliche Fußstapfen, die, obgleich sie sich an dem Abhange des Felsens verloren, dennoch seine erste Vermuthung einer nächtlichen Zusammenkunft mit Chapy bestätigten, die er aber aus Schamming für die ihm übrigens als treu und fleißig bekannte Schäferin nicht äußerte.

Den Rückweg nach der Fazenda wollte Adolph allein über die Felsen einschlagen und schickte deshalb den Neger den nächsten Weg nach Hause. Die Mannigfaltigkeit der Felsengruppen und die üppige Vegetation in den Schluchten beschäftigte ihn angenehm und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um sich an der herrlichen Aussicht, die ihm verschiedene Punkte des Gebirges darboten, zu weiden. Auf einem der erhabensten Punkts bemerkte er aus den Spalten der Felsen einen schwachen Rauch aufsteigen, eine Erscheinung die er sich um so weniger zu erklären vermochte, da er nicht vermuthen konnte in diesem Gebirgsarm vulkanischen Grund zu finden, er beobachtete daher den in Zwischenräumen wiederkehrenden Rauch lange mit besonderem Interesse, ohne irgend eine Ursach desselben ergründen zu können. Nirgends war in der Tiefe die Spur einer menschlichen Wohnung zu erspähen und die Gebilde der Felsen schienen selbst die Möglichkeit des Vorhandenseins einer solchen zu widersprechen.

Durch den Anblick eines die Lust verdunkelnden Zusuges einer Schaar Papageyen, die über seinem Haupte frähend dahin flog, von der Untersuchung der Entstehung des Rauches abgezogen, setzte er seinen Weg weiter fort und gelangte zu dem Rande eines kleinen höchst anmuthigen Thales, das durch den Fall eines rauschenden Quelles in die Tiefe, einen wahrhaft romantischen Anblick gewährte. Mehr als funfzig Fuß tief stürzte das Wasser tobend über Felsstücke in das Thal hinab und bildete in demselben ein kleines halbrundes Becken, das von den üppigsten Pflanzen, dem Olyander und Kaktus und andern Gewächsen mit grossartigen Blättern eingefasst, die Anmuth und Schönheit eines von der Kunst geformten mit den schönsten Blumen besetzten Bassins weit übertroffen haben würde. Dicht neben der Felsenwand, die den Hintergrund des Wasserfalles bildete, prangte im melancholischen Grün eine Trauerweide von Umfang und Schönheit, wie sie selten gefunden wird; dieser gegenüber erhob die Fächerpalme ihre langen und breiten Blätter stolz bis zum Gipfel des Felsens empor. Unter dem Schatten der Trauerweide lag Tavor den Kopf auf die rechte Hand gestützt und schaute mit trübem Blick starr in den schäumenden Wasserkreis. Es schien, als sei er in dem Staunen versteinert und die Welt um ihn

her so fühllos als er selbst. Adolph unterdrückte bei seinem Anblick den Ausbruch eines schmerzvollen Gedankens, der sich in einen Zuruf zu ergießen im Begriff war, und stieg vorsichtig in das Thal hinzunter. Er hatte sich dem vom inneren Kampf Ueberwältigten, leblos Scheinenden schon auf wenige Schritte genährt, aber Tavor blieb in seiner Regungslosigkeit und bemerkte den näher getretenen Onkel nicht. „Tavor! rief dieser endlich mit leiser Stimme, Tavor wohin entführen dich deine marternden Gedanken?“ Tavor wandte kaum bemerkbar das Haupt nach dem Fragenden, sah ihm starr in's Angesicht und antwortete nicht. „Stehe auf mein Tavor und kehre mit mir nach Hause zurück, du bist frank und bedarfst der Pflege deiner treuen Gattin.“

Bei diesen Worten sprang Tavor schnell vom Rasen auf, und indem er ein fürchterliches Lachen aus seinem Busen preßte, wiederholte er die Worte des Onkels, der treuen Gattin! —

„Zweifelst du immer noch an der Tugend des edelsten Weibes? Schäme dich Schwächling, der du dich von einer niederen Leidenschaft wie ein Kind von seinen Launen beherrschen läßt, und indem er Tayors rechte Hand ergriff sprach er mit Begeisterung: „Junger Mann, auch ich besaß ein

edles Weib, so edel als das deine; bei ihrem Schatten schwöre ich dir den heiligsten Eid, Mahon ist unschuldig, sie ist so rein wie die Sonne und dir so treu wie der Tugend. Oeffne deine verblendeten Augen, reiße die unglückseligste der Leidenschaften mit ihrer Wurzel aus deinem Herzen, eile zu ihr, die Kummer und Gram sonst verzehren und sinke zu den Füßen dieses Engels, den dir Gott gegeben; oder vergrabe dich in die tiefste Schacht der Erde, damit von deinen unseligen Gebeinen fortan keines mehr aufzufinden sey, und sie verwesen mögen in ewiger Vergessenheit!"

Taylor staunte den im Uebermaß seines Gefühls so beredeten Onkel lange prüfend an, warf sich in seine Arme und sprach: „Ja sie ist unschuldig, sie ist so rein wie ein Engel!“ dann aber riß er sich aus seiner Umarmung los und rief: „aber ich — ich bin ein Sünder, ein elender Sünder, ihrer Unwerth, Unwerth des Gottes der mich erschaffen hat; ich will meine Gebeine vergraben, daß sie verwesen in ewiger Vergessenheit!“ und ehe es Adolph verhindern konnte, ging er in starken Schritten durch das Thal. Vergabens rief die bittende Stimme Adolphs ihn zurück an sein Herz; er verschwand hinter den Felsen. Adolph folgte dem von Gewissensbissen gefolterten auf dem Fuße nach, aber die

Spur seiner Schritte war bei den Felsen verschwunden und jede Mühe, sie wieder aufzufinden, vergebens.

Unerklärbar ertönten dem theilnehmenden Herzen Adolphs die letzten Worte seines Neffen, da ihm die Begegnung Tayors mit dem Indianer auf dem Gipfel des Felsens hinter dem Kapellberge unbekannt geblieben war, aber in seinem Herzen ging die Ahnung eines von Taylor in seiner Freundschaft verübten Verbrechens mächtig auf und im Nachdenken über dasselbe erklärte er die Höhe und ging schnellen Schrittes der Fazenda zu, in der Hoffnung von Mahon einen Aufschluß über seine Muthmaßung zu erlangen.

Sechszehntes Kapitel.

Gewinnsucht und Rache, die mächtigen Hebel
Der niedrigsten Thaten, verlocken den Pöbel,
Dass frech er die Schranken der heil'gen Gesetze,
Die Ordnung, mit freveladen Händen verlege.

In der Höhle des Weismantels loberte ein helles
Feuer auf dem Heerde und über demselben röstete
ein großer Hammel an einem eisernen Ladestock, der
statt des Spießes diente, und tropfte sein flüssig
werdendes Fett in die zischende Glut. Das Gewicht
des Hammels ließ ohngefähr den Grad des Appre-
tits ermessen, mit welchem die den Heerd umla-
gernden Gäste, deren Blicke sehnsvoll nach dem
dampfenden Braten schmachteten, begabt waren.

Ein junger Mann von einnehmendem Aussehen,
dessen sanfte wohlslingende Stimme einen gewalti-
gen Contrast mit den rauhen Stimmen der übrigen
den Heerd umgebenden Männer bildete, drehte den
Spieß und begoss den Hammel von Zeit zu Zeit mit
der in einem Löffel gesammelten abtropfenden Flüs-
sigkeit, ohne eine besondere Theilnahme an dem Ges-
spräch der Gesellschaft zu nehmen; er gab durch sein
ganzes Wesen zu erkennen, daß er ungern und nur

von der äußersten Nothwendigkeit gezwungen, der Gesellschafter von Menschen war, die ihn durch ihre Rohheit zurückstießen und deren Beschäftigung, obgleich er sie mit ihnen theilte, ihm zur Last war.

„Run, Rodrigo, ward er von dem Weißmantel angeredet, wie steht es mit unserm Wollsack, hat er sich noch nicht weich gedünnt? ich dächte er müßte so mürbe seyn, wie ein Mädchenherz. Läß sehn.“ Bei diesen Worten stach er mit einer Gabel prüfend in den Braten.

„Woß Baltimore! rief die rauhe Stimme eines kleinen vierschrötigen Mannes, der dem Bratenwender am nächsten auf einer Schilfmatte ausgestreckt lag, und die kreisförmige Bewegung des tropfenden Hammels mit hohem Interesse beobachtete, wenn du die Mädchenherzen auch so unsanft und prüfend durchstichst, dann müssen sie wohl mürbe werden.“

Der Weißmantel schmunzelte wohlgefällig unter seinem Knebelbart, meinte aber: „die Mädchen in der Provinz haben eigentlich gar kein Herz; der Platz, wo das Herz sitzen sollte, ist mit einer Fischblase ausgefüllt, in welcher sich nichts weiter, als eine Art von electrischer Materie befindet, die bei der Verührung Funken sprüht.“

„Hast recht! kreischte die Stimme einer langen

hageren Gestalt, das Herzlose haben die Mädchen der Provinz aber mit allen übrigen Mädchen in der ganzen Welt gemein.“

„Maladetto! das ist zu viel gesprochen, unterbrach ein Italiener, der nur selten einen verstohlenen Blick nach dem Bratenwender geworfen hatte und eifrig damit beschäftigt war, den Inhalt eines kleinen Säckchens mit Diamanten, das er in seinen Händen hielt, prüfend zu beschauen; in meine Vaterland hat die Mädchen zwei Herzen, der eine ist per Dio noch härter; wie das große Diamant hier, der zeigen sie seine Adoratore quando er ist untreu, der andre ist weich wie der Apfelsina, den ich so eben habe gegessen.“

Jetzt lag der gebratene Hammel auf einem platten Stein, der statt des Tisches und der Schüssel gleichzeitig diente, so gut als möglich angerichtet, von der erwartungsvollen Gesellschaft mit lüsternen Blicken umlagert, und der Weismantel übernahm mit geübter Hand das Vorschneideramt. Die geschäftigen Kinnbacken der heisshungrigen Gäste waren nicht aufgelegt, ihre Gelenkigkeit der Stimme zu überlassen und nur einzelne Worte, die das Wohlbehagen an dem saftigen Hammel beurkundeten, wurden von Zeit zu Zeit hörbar. Erst nachdem nur noch sehr geringe Ueberreste, welche auf der Stein-

platte ferner unangerührt liegen blieben, den Beweis lieferten, daß die Gesellschaft ihren Hunger gestillt hatte, erhob der kleine vierschrötige Habs-amerikaner, von Geburt ein deutscher Materialist, die rauhe Stimme wieder und mit seinem, Post Baltimore! wie gewöhnlich beginnend sagte er: „Wer hätte wohl gestern, als uns die teuflischen Reuter so unsanft auf die Socken traten, gedacht, daß wir heute noch einen so königlichen Schmaus in aller Ruhe halten würden.“

„Maladetto! die Kerle waren flink wie Diavolo, aber wir pariente, sagte der Italiener.“

„Flink, unterbrach der hagere einäugige Sachse, ja flink konnten sie wohl seyn, denn sie hatten vier Beine unter dem Leibe, während wir uns mit zweien behelfen müsten.“

„O du Sproßling des gesegneten Sächsischen Hochlandes, unterbrach ein neben ihm sitzender Rheinländer, deine zwei Storchbeine gelten für viere der kleinen Brasilianischen Bestien, Pferde genannt; das hast du bewiesen, denn du warst schneller als sie, und beim Ausreissen der Vorderste. Hätte ich nicht einen Theil meiner Diamanten zurücklassen müssen, deine hohen Bocksprünge würden mich selbst in dem Augenblick, wo wir mit den Reutern handgemein würden, zum Lachen vermocht haben.“

Die übrigen Grimpeiros, größtentheils Portugiesen und Brasilianer, nahmen wenig Theil an der Unterhaltung und übergaben sich sehr bald nach gehaltener Mahlzeit der Ruhe.

„Ein Glück für uns, sagte der Pöß Baltimore, daß die Reuter, als sie sich dem Flusse, in welchem wir fischten, unbemerkt nahten, uns ihre Annäherung durch den Ausruf: die Grimpeiros! der ihr Feldgeschrei geworden zu sein scheint, frühzeitig genug ankündigten, und uns auf diese Weise Zeit verschafften, mit unserem Fang zu entwischen. Wer von uns hat wohl den besten Fang gemacht? Ich meine der stille Rodrigo, der sich immer so entfernt von uns und so schweigsam, wie eine todte Ratte hält.“

„Frage lieber, unterbrach der Weißmantel, wer den besten Fang verdient hätte? — Ich habe euch aus der Quetsche gerissen und euch hier in Sicherheit gestellt, aber bis jetzt ist es noch keinem von euch eingefallen, mir einen Theil eures Fanges anzubieten. Ueberhaupt finde ich das sehr schlau von euch, daß ihr eure Beute nicht gleichmäßig unter euch vertheilt.“

„Maladetto warum soll haben die Maus so viel, als die Elephant; das ist keine Ordine; aber daß du hast verdient eine Belohnung, eine große Belohnung, das versteht sich von selbst.“

„Dem Teufel versteht sich das von selbst, unterbrach der Rheinländer; hat uns das Gespenst mit seinem weißen Mantel nicht einen eben so großen Schreck eingejagt, als die Reuter? Ihm gebührt höchstens eine anständige Zahlung für Herberge und für den gestohlenen Hammel, den wir ihm verzehren halßen; im übrigen sind wir, wegen des verursachten Schrecks quitt mit ihm!“

„Höre Bursche, entgegnete der Weißmantel, du dauerst mich, denn du sprichst gewaltig schlecht. Ohne mein Erscheinen und ohne meine Hülfe wäret ihr Alle in die Mausefalle gegangen, die euch der grünschnäbige Officier, der das Commando der Reuter führt, gelegt hat.“

„Bravo, bravissimo! sie hat Recht!“ unterbrach der Italiener.

„Hört einmal, ihr Bursche, ich will euch einen Vorschlag machen, sagte hierauf der Weißmantel, ich verlange nichts von eurem Fange, nichts, weder für die euch geleistete Hülfe, noch für die Herberge, obgleich der Dienst, den ich euch geleistet habe, kein geringerer ist, als mit Gefahr des eigenen Lebens einem andern das Leben gerettet zu haben; denn wie ihr wißt hat jeder, der einen Grimeiros verbirgt, nach dem neusten Befehl der Regierung, Freiheit und Leben verwirkt; ihr sollt mir

nur bei einem wichtigen Unternehmen behülflich sein und gelingt es — so zahle ich einem jeden von euch zwanzig Dublonen.

Das läßt sich hören, riefen alle außer Rodrigo, der obgleich er keinen Theil an dem Gespräch nahm, doch einen aufmerksamen Zuhörer abgab.

„Still!“ unterbrach plötzlich der Weismantel die Sprechenden, und lauschte. Das Zeichen, das er mit Chapy verabredet hatte, ertönte von Außen herein; „Verhaltet euch ganz ruhig, bis ich zurückkehre.“ Mit diesen Worten verließ er die Höhle. Rodrigo schlich ihm nach und kam unbemerkt mit ihm in's Freie.

Vor der Höhle stand Chapy und begrüßte den Weismantel in einer stummen Umarmung und beide entfernten sich hierauf von dem Eingange um in einem nahgelegenen Gesträuche ungestörter zu seyn. Rodrigo war ihncu, von der Dunkelheit der Nacht begünstiget, nachgeschlichen und belauschte ihr Gespräch, dessen Inhalt ihn zu einem Entschluß brachte den er auszuführen nicht zögerte.

Rodrigo war der Sohn jenes portugiesischen Grafen, in dessen Hause der Indianer Góan seine Kinderjahre verlebt hatte. Von seinem Vater, einem hartherzigen ahnenstolzen Manne, wegen einer jugendlichen Uebereilung verstoßen, fand der junge

Graf kein anderes Mittel seine Existenz zu fristen, als sich einer der in den diamantenreichen Districten herumziehenden Grimpeirosbande anzuschliessen, die die unerlaubte Diamanten-Fischerei und den geheimen Handel mit den gefundenen Edelsteinen zu ihrem Erwerbzweig gemacht hatte. Die Nachstellungen, denen die Grimpeiros bei ihrer gesetzwidrigen Betriebsamkeit von Seiten der Regierung ausgesetzt waren, so wie die Angriffe der wilden Indianer, nöthigten sie zur Sicherheit ihrer Person und des gesetzwidrig erlangten Eigenthums, sich stets bewaffnet und in großer Anzahl beisammen zu halten und so bestand auch die Bande, zu der Rodrigo sich gesellt hatte, eigentlich aus einigen und zwanzig Individuen, von verschiedenen Nationen; sie war aber durch den Angriff der Reuter unter den Befehl Eduards auseinander gesprengt worden und nur der kleinere Theil derselben hatte sich nach jenem Theile des Waldes geflüchtet, in welchem der Weismantel gewöhnlich während des Tages herumschweiste, um sich seine Nahrungsmittel durch die Jagd zu verschaffen. Sehr erwünscht für seine Pläne, war dem Weismantel das Zusammentreffen mit diesen Grimpeiros gewesen und mit Bereitwilligkeit hatte er sie den Schlingen ihrer Verfolger entzogen und sie zu ihrer Sicherheit in die von ihm bewohnte Höhle geleitet.

Das Gespräch des Weismantels mit seiner schwarzen Schäferin, von Rodrigo belauscht, begann mit einem gelinden Vorwurf; „Warum hast du mich, sagte der Weismantel, zwei Nächte vergabens auf das verabredete Zeichen warten lassen? Ich war recht sehr für dich besorgt.“

Chapy entgegnete, daß es ihr unmöglich gewesen sey, während der verflossenen 2 Nächte die Fazenda zu verlassen, daß sie von allen Seiten streng beobachtet würde und daß die Schafe jetzt bei Tage von einem Neger gehütet und des Nachts eingetrieben würden; dann erzählte sie wie der Neger Pahon sein Zusammentreffen mit dem Weismantel den Bewohneru mitgetheilt und welchem strengen Verhör sie in Folge dieser Mittheilung unterworfen gewesen und setzte lachend hinzu: „Alle sind nun der Meinung, Pahon habe wirklich eine Begegnung mit dem Berggeiste gehabt und sei in dessen Macht gewesen. Sie lassen sich diese Meinung durchaus nicht nehmen, obgleich der alte Herr und dessen Bruder alles aufbieten, um sie von der Unmöglichkeit des Vorhandenseyns eines solchen Geistes zu überzeugen. Ich gebe mir natürlich keine Mühe, sie von ihrem Wahre zurückzuführen, vielmehr suche ich sie noch durch zweideutige Reden in denselben zu bestärken.“

„Sag sie bei ihrem Überglanzen, unterbrach der Weismantel, er wird uns gute Dienste leisten.“

„Der Kärtchen von dem Berggeiste, sprach Ozoare weiter, hat durch das plötzliche Verschwinden des jungen Herrn, noch an Wahrscheinlichkeit gewonnen; denn schon seit 3 Tage ist er von Hause entfernt und nicht zurückgekehrt. Der alte Herr und dessen Bruder sind darüber sehr bestürzt und Maken liegt stark darunter. Sie spricht häufig im Traume und ist am liebsten mit ihrer Tochter Nahua allein. Dzoare und Tefin streifen Tag für Tag im Walde umher, um Tavor's Aufenthalt aufzufinden, aber sie kehren jeden Abend unverrichteter Sache zurück und haben noch keine Spuren von ihm aufzufinden können. Wenn dieser Zustand noch lange dauert, so fürchte ich sehr daß auch der alte Herr frank werden wird, denn er sieht recht angegriffen aus, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, den eigentlichen Zustand seines Gemüths allen seinen Umgebungen zu verheimlichen. Heute ist auch der Indianer Göan mit Dzoare und Tefin hinausgegangen, aber auch ihnen wird es nicht gelingen von Tavor eine Spur aufzufinden.“

„Deine Nachrichten, sagte der Weismantel sind mir erwünscht, sie kommen zur gelegenen Zeit. Wie steht es aber mit den verborgenen Schäßen? hast

du noch nichts Näheres über den Ort wo sie aufbewahrt sind, erfahren können?"

„Ich bin ihnen auf die Spur, antwortete Chapy, und denke schon Morgen den Ort auszukundschaften, der sie bewahrt; denn seit Mahon wieder bettlägerig ist und Croáne die Wirthschaft allein führt, habe ich mich näher an Nahna angeschlossen, für die man gewiß nichts geheim gehalten hat.“

Eine järtliche Umarmung unterbrach für einige Augenblicke das Gespräch, dann erinnerte sich Chapy, daß es Zeit sei nach Hause zurückzukehren, das mit sie durch allzulanges Ausbleiben nicht die Aufmerksamkeit ihrer Aufpasser auf sich zöge, und schied mit dem Versprechen am folgenden Abend wieder zu kommen.

Der Weißmantel ging, nachdem er Chapy noch einige Schritte begleitet hatte in seine Höhle zurück, aber Rodrigo schlich der schwarzen Schäferin auf dem Fuße nach. Auf wohlbekannten Pfade gelangte sie bis zur verschloßenen Pforte, die auf ein gegebenes Zeichen von Domingo geöffnet wurde.

„Du hast mich lange warten lassen, redete Domiugo die Eintretende an, es ist ein Glück, daß dich Niemand vermisst hat.“

„Siehe lieber Domingo, antwortete Chapy mit einschmeichelnder Stimme, es wurde plötzlich so für-

ter, daß ich Mühe hatte den Ort wieder zu finden, an welchem ich heute Mittag den Korb mit dem Geschirre, worin ich dir dein Essen nach dem Vogelberge brachte, hingestellt hatte. Erst nach langem vergeblichen Suchen fand ich ihn in einem Busch." Mit diesen Worten eilte sie über den Hof und Domingo schlich sich an, die Pforte wieder zu verschließen, als Rodrigo eintrat. Er begehrte den Herrn zu sprechen und wurde von Domingo, nachdem derselbe die Pforte geschlossen hatte, in das Wohnhaus geführt.

Siebenzehntes Kapitel.

Bedeutungsvoll ist jedes Zeichen
Das einen schönen Busen schmückt,
Doch möchte kein's dem Kreuze gleichen,
Wenn es ein glaub'ges Herz beglückt;
Aus seinem einfachen Gebilde
Spricht Christus Lieb' und Milde.

An demselben Tage, an welchen die Grimpeiros gegen die Verfolgung der Reuter in der Höhle des Weismantels einen sicheren Zufluchtsort gefunden hatten, erreichte Eduard mit seinen Reutern, in der Mittagsstunde, das Thal der Panhoma. Ermüdet von der großen Anstrengung des Tages befahl er halt zu machen und lagerte in dem Schatten der Schlucht die ohnlangst den Gaites als Versteck gedient hatte. In seinem Gefolge befand sich Tavor, der seit der Begegnung mit Adolph unter der Trauerweide, von Vorwürfen seines Gewissens gefoltert, unstät und flüchtig im Walde umhergeirrt und noch nicht wieder nach Hause zurückgekehrt war. Der Zufall hatte den mit sich selbst zerfallenen auf denselben Weg geführt, den Eduard nach dem Ueberfall der Grimpeiros eingeschlagen, um die Fazenda

zu erreichen; und diese unverhoffte Begegnung mit dem Sohne seines väterlichen Freundes, dem Unglücklichen von dem Verderben, dem er absichtlich entgegen gegangen war, gerettet. Der Gedanke, den Vorsatz eines Mordes in seinem Herzen getragen und diesen, wenn gleich erfolglos ausgeführt zu haben, hatte seine Seele in einem so hohen Grade gefoltert, daß er nur in der Vernichtung seiner selbst die Sühne seiner That zu finden vermeinte; aber die Ueberraschung bei dem Wiedersehen mit Eduard und die ungehemelte Freude, die dieser durch eine innige Umarmung bekräftigte, unterbrachen seiten anseiligen Ideengang und führten ihn zum klaren Bewußtseyn zurück. Er fühlte, daß er seine zum Glücke erfolglos gebliebene That durch wahrhafte Reue besser zu sühnen vermocht, als durch einen neuen Frevel dessen Folgen nicht zu berechnen waren, und fasste daher den Entschluß, bei seiner herrlichen Gattin Vergebung zu ersuchen und dem beleidigten Indianer durch männliche That zu versöhnen.

Eduard hatte mit Taylor auf den Rasen gelagert, die Erzählung seines Zusammentreffens mit dem entflohenen Grimpeiros eben beendet, als einer, der auf der Höhe aufgestellt gewesener Posten, zu seinem Offizier trat und ihn die Annäherung zweier Männer und eines Knaben meldete. Taylor

richtete seine Augen auf und seine Blicke begegneten die des Indianer Góan, der mit Dzoáre und Tekin vor dem Offizier stand. Eine glühende Röthe färbte Tayors Wangen; aber sein Vorfall hatte bereits feste Wurzel in seinem Innern gefaßt, und ohne Zögern sprang er auf und reichte dem freudig überraschten Góan, der nur um den schon Tagelang vermissten aufzusuchen mit Dzoáre und Tekin ausgezogen war, die Rechte dar. Góan zog ihn schweigend an sich und preste ihn fest an sein Herz. Nicht eine Sylbe wechselten die Wiederversöhnten und doch verstanden sie sich beide so gut, als hätten sie durch eine lange Unterredung vorher ihre gegenseitige Gefühle ausgetauscht.

Tekin war vor Freuden seinen so lange vermissten Herrn wieder gefunden zu haben auf seine Knie nieder gesunken und benetzte die linke Hand desselben mit seinen Thränen; auch Dzoáre gab seine Freude deutlich zu erkennen, indem er die Büchse seines Herrn, deren tägliches Reinigen und im Stand halten ihm oblag, ergriff und bei ihrem Anblick, der verschiedene Rostflecke darbot, bedenklich das Haupt schüttelte. —

Eduard war Zeuge dieser stummen und doch so vielsagenden Begrüßung, ohne die Ursache derselben zu ergründen. Die Zeit der Mittagsruhe war ver-

flossen, die Reuter hatten ihre Rose aufgezähmt und standen des Befehls zum Aufsägen gewärtig, da kehrte auch die letzte noch fehlende Abtheilung des Commandos von ihrem Streifzuge zurück und führte einen gefangenen Wilden, von dem Stämme der Caïtes, vor dem Offizier. „Dieser Wilde, meldete der Führer der Abtheilung, war mit den Grimpeiros bei dem Diamantenschiff beschäftigt, aber nicht so slink wie jene fiel er in unsere Hände.“

Der Caïte, der seine unsteten Blicke wild umherwarf, hatte Góan, den Sohn seines Häuptlings kaum bemerkt, als er auch sogleich vor ihm niederschrüpte und, sich fest an seinen Fuß anklammernd, ausrief: „Hilf mir Góan! dein Vater schickte mich dich aufzusuchen und dir zu sagen, daß er kommen würde dich aus den Klauen des Bösen zu befreien. Von den Grimpeiros gefangen und zu ihrer Arbeit gezwungen, konnte ich den Ort deines Aufenthaltes nicht erreichen; aber das Licht hat mich zu dir geführt und wird auch deinen Vater die Kraft verleihen dich zu retten, ehe noch die Pororocá*) ihr To-

*) Pororocá ist hier nicht der Nahme des kleinen früher genannten Flusses, sondern die Bezeichnung einer bei mehreren in das Meer sich mündenden Ströme zur Zeit des Mondwechsels, eintretenden Naturerscheinung. Thurmhohe Wasserwogen treiben mit furchtbaren Getöse dem Strom entgegen meilenweit in den Strom hinein

ben auf's Neue beginnt. Góan überrascht von dem Häuptling der Gaites, dem er in der Kindheit die Rettung seines Lebens verdankte, seit der Trennung von ihm die erste Nachricht zu erhalten, hob den Wilden vom Boden auf und fragte theilnehmend nach seinem Lebensretter. Mit großer Aufmerksamkeit nahm er die Erzählung des Wilden entgegen, der ihn auch die kleinste Begebenheit, die sich seit seiner Trennung von den Gaites mit diesem Stamme zugetragen hatte, treu berichtete.

Unablässig war ihr Häuptling bemüht gewesen seine Rotten zu vergrößern und sie zu einem neuen Kriege gegen die Copiambas vorzubereiten, den er, nach einem Überfall der Fazenda Tatenjá's und der Befreiung seines Sohnes, zu beginnen beschlossen hatte.

Eduard setzte sein Commando in Marsch und ging mit Tavor, Góan und den Boten des Gaitenhäuptlings zu Fuß vor demselben her. Dzoáre und Tekin streiften, den Rückweg zum Jagen benützend, am Rande des Waldes entlang.

Die Mittheilungen des Gaiten hatten in dem Herzen Góans Gedanken und Wünsche ganz eigener

und verschütteten alles was sie auf demselben finden. Auch der Rio St. Francesco hat eine solche Vororoca, die bei ihrem Eintritt Alles in Furcht und Schrecken versetzt, da ihr Einstromen mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit erfolgt.

Art erzeugt. Zuerst versetzte ihn seine Phantasie in das Leben unter den Gaites zurück und mahlte ihm die Bilder jener Vergangenheit so freundlich aus, daß er wieder mit dem Volle zu leben wünschte, mit dessen Sitten und Gebräuchen er so vertraut gewesen war; aber so schnell wie dieser Wunsch in seinem Herzen entstanden, eben so schnell verschwand er auch wieder, bei der Erinnerung an seine gegenwärtige Lebensweise, ohne daß es eines strengen Vergleichs zwischen dem Vormalen und dem Jetzt bedurfte hätte. Mahon! lispelte es in der Tiefe seines Herzens und dahin war jede Erinnerung an die verflossene Zeit; aber der Gedanke der diese Erinnerungen verscheuchte, erzeugte auch neue Wünsche ganz anderer Art in ihm. „Wenn es möglich wäre, dachte er, den Mann den ich so viele Jahre Vater nannte, den Häuptling der Gaites für den Glauben Mahons zu gewinnen; ihn mit seinem ganzen Volle zu bekehren!“ und ein Blitzstrahl des Entzückens entflammte sein schönes Auge. „Ja ich will diesen Gedanken verfolgen, der mich schon bei seinem ersten Entstehen so beglückt; Mahon und Tatenja werden mich belehren, auf welche Weise er am besten zur Ausführung gebracht werden kann.“ Naschen Schrittes ging er den Reutern voran, die unwillkürlich

ebenso schnell folgten bis daß die Dunkelheit kürzere und abgemessene Schritte zu thun gebot.

In ihrem Schlafgemach ruhte Mahon in dem bequemen Armsessel Tatenjás, den der besorgte Vater der Kranken zum Gebrauch überlassen hatte und Niemand als Nahna war bei ihr im Zimmer; das liebliche Kind saß auf einer kleinen Fußbank, die Züge der Schlummernden mit inniger Theilnahme betrachtend. Auch jetzt war Mahons Ruhe von lebhaften Träumen unterbrochen, die sich von Zeit zu Zeit durch einzelne Laute zu erkennen gaben. Leise öffnete sich die Thür und Chapy trat behutsam ein. Nahna legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf ihre Lippen und deutete auf Mahon, der Eintreten den ein Zeichen des Schweigens. Chapy setzte sich, dieses Zeichen beachtend, schweigend neben Nahna auf den Fußboden nieder und betrachtete abwechselnd bald die schlummernde Herrin, bald die um sie besorgte Tochter. Jetzt schienen Mahons Träume unruhiger zu werden, höher hob sich ihr Busen und tiefere Atemzüge folgten, und als ob sie von der Nähe der Regerinnen unangenehm berührt würde, richtete sie die rechte Hand abweisend empor und sprach ganz leise, aber doch vernehmlich: „fort, fort! ich kenne dich nicht!“ Chapy wich betroffen zurück, aber Nahna flüsterte ihr tröstend in's

Ohr: „Die Mutter träumt nur.,, Mahoni schlug die Augen auf und erwachte. „Wo ist der Großvater, fragte sie, und Onkel Adolph?“

„Sie verließen das Zimmer um deine Mutter nicht zu stören, antwortete Nahna, soll ich sie wieder herrufen?“

„Nein meine Tochter, sie werden von selbst schon wieder zu mir kommen. Ist Góan schon zurück gekehrt?“

„Bis jetzt noch nicht, antwortete Chapy, die Dunkelheit wird ihn überrascht haben, denn es ist heute ganz ungewöhnlich früh Abend geworden.“

„Er wird gewiß noch zurückkommen, unterbrach Nahna, denn er versprach mir als er fortging, den Vater Taylor mit nach Hause zu bringen.“

„Du hast recht, meine Nahna, sagte Mahoni, was Góan versprach wird er auch halten.“ Nach einigen Minuten, während welche Mahoni nachdenkend dagesessen hatte, gebot sie ihrer Tochter: „Nimm diese Schlüssel, meine Nahna, und gehe in das Garderobenzimmer, dort findest du, in dem großen Schrank in welchem ich meine Schmucksachen aufzubewahren pflege, ein kleines rothes Kästchen mit dem Buchstaben M. bezeichnet; dieses Kästchen bringe mir her, verschließe aber Schrank und Zimmer wieder. Chapy! nimmt ein Licht und leuchte meiner Tochter!“

Mahna that wie ihr geboten, und Chapy folgte mit einem brennenden Lichte. Mahon hatte am Tage ihrer Verbindung mit Tavor von demselben ein schönes goldenes Kreuz mit Diamanten besetzt als Geschenk erhalten, und Tavor diese Gabe der Liebe mit bedeutungsvollen Worten begleitet, deren Gründung ihr plötzlich in's Gedächtniß trat. Sie bezogen sich auf einen Vorfall, der den Liebenden so wichtig erschienen war, daß sie beschlossen hatten, sein Andenken für immer zu erhalten.

Tavor war nämlich von Jugend auf dem Jähzorn ergeben gewesen und wenn er auch, durch die Belehrungen seines Vaters den festen Willen erlangt hatte, die Ausbrüche dieses Fehlers, männlich zu unterdrücken, so hatte derselbe doch, kurz vor der Verbindung mit Mahon, die ihn von Tayors moralischer Kraft gesetzte Schranken, so heftig durchbrochen, daß er der geliebten Braut die ersten Thränen des Schmerzes verursachte. Schmerzlich bei dem Anblick des thränenerfüllten Auges der geliebten Braut ergriffen, machte sich Tavor die bittersten Vorwürfe und versprach auf's Neue seinen Fehler für die Zukunft zu beherrschen und demselben niemals wieder die Herrschaft über sich einzuräumen; er wiederholte dies Versprechen bei dem Kreuze, mit dem er seine Braut beschwerte und bat: „Wenn du

„bemerkt, daß mich mein böser Dämon wieder heimsuchen will, so halte mir dies Kreuz entgegen und er wird mich fliehen.“

Während der zwölf Jahre ihrer glücklichen Ehe hatte Mahon das Kreuz beständig auf ihre Brust getragen, und öfter scherzten sie über die magische Kraft desselben, die dem Dämon so lange glücklich im Bann erhalten hatte. An dem Tage ihrer Verwundung durch den Sergeanten Dzée, mußte sie das Kreuz ablegen, weil es dem Verbande hinderlich war und hatte es seit dieser Zeit noch nicht wieder angelegt.

Nahna und Chapy waren zurück gekommen.

„Ich bringe dir liebe Mütter zwei rothe Kästchen, weil beide mit dem Buchstaben M. bezeichnet sind und ich nicht wußte, welches von beiden du zu haben wünschst.“

„Dies hier, meine Nahna, ist das rechte,“ sagte Mahon und nahm das kleinere. Glänzend prangte das schöne Kreuz ihr entgegen und nachdem sie es lange mit wehmüthigen Blicken betrachtet hatte, knüpfte sie es um ihren Hals und reichte das größere Kästchen der Tochter, die es öffnete und den Inhalt, einen kostlichen Schmuck von Juwelen, mit kindlicher Freude betrachtete. „Sieh nur Chapy, wie schön diese Steinchen sind!“ Chapys Augen

funkelten bei dem Anblick der kostbaren Edelsteine und ihre Blicke folgten den kleinen Händen Nahnas, die nachdem sie das Kästchen geschlossen hatte, auch das leere, worin das Kreuz gelegen, aus ihrer Mutter Schoß nahm und beide auf dem zwischen den Fenstern befindlichen Pfeilertisch stellte.

Noch war Mahon damit beschäftigt den Taschmann auf ihrer Brust zu befestigen, als Tatentja und Adolph in's Zimmer traten. Auf der sonst so heiteren Stirn des Grossvaters lag die Sorge um den nun schon drei Tage dem Hause entfernten Sohn in tiefen Falten ausgedrückt, aber die düsteren Blicke seines matten Auges grüßten dennoch mit inniger Theilnahme die leidende Tochter.

„Hat die Ruhe dich erquict meine Mahon?“ fragte er, ihre Hand mit Herzlichkeit erfassend; dein Auge ist heiter und deine Wange zart gefärbt, darf ich diesen Zeichen vertrauen?“

„Gewiß, mein theurer Vater, antwortete Mahon, ich fühle mich recht wohl, denn freudige Ahnung erfüllt mein Herz. Taylor wird bald wieder bei uns seyn.“

Adolph bestätigte Mahons Hoffnung durch tröstende Worte und indem er seinen Bruder einen Stuhl reichte, setzte er sich neben Mahon und unter-

fuchte ihren Pulsschlag, den er, wie sein freudliches Kopfnicken bewies, befriedigend fand.

„Wir haben einen unerwarteten Gast im Hause, begann Adolph zu erzählen, der uns eine fast rätselhaft klingende Entdeckung gemacht hat“, als er aber die Negerin Chapy im Zimmer bemerkte, hielt er plötzlich inne und fasste diese sofort ins Auge. Die Negerin entfernte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Der Anblick dieser Negerin, sagte Adolph nun zu Tatjana, nachdem Chapy bereits das Zimmer verlassen hatte, ruft mir das Märchen von dem Berggeist ins Gedächtniß zurück und bringt mich auf die Vermuthung, daß sie die Gestalt gesessen seyn mag, die unser Gast bei der Höhle gesehen haben will, und der er hierher gefolgt ist; die Verlegenheit, mit der sie, meinen Blicken ausweichend, das Zimmer so eben verließ, bestätigt meine Vermuthung.“ Noch in näherer Erörterung dieses Gegenstandes begriffen, unterbrach Nahna den Onkel durch den Ausruf: „Es klopft an der Pforte! hörst du es, liebe Mutter? Das ist Vater Tavor, der klopft gerade so.“ Wirklich vernahmen alle im Zimmer Anwesende den von der Pforte heraußschallenden Hammerschlag.

Mahon erzitterte bei dem Gedanken, daß es ihr Gatte sein könne, und ihre Blicke blieben unver-

wandt nach der Thüre hin gerichtet. Adolph bemühte sich vergebens sie ihrer allzugroßen Spannung zu entreißen; und ehe es ihm gelang ihre Aufmerksamkeit zu theilen, trat Taylor ins Zimmer und warf sich der sehnfuchtsvollen Gattin sprachlos in die Arme. Göan und Eduard, gleichzeitig eingetreten, waren Zeugen der Wiederversöhnung der beiden liebenden Herzen, die in ihrem Entzücken alles um sich her vergaßen.

Achtzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

„Die Ehe ist kein Sacrament,
Wie sie der Katholik wohl nennt;
Sie ist von Menschen nur gestiftet,
Und Ordnung nur ihr einz'ger Zweck.“

So spricht eiu Thor, der eile Ged,
Der selbst das heiligste vergiftet.—
Die Ehe ist auch ohne Sacrament,
Dem heilig, der die Tugend kennt.

Der junge Morgen begrüßte mit seinem anmuthigen Lichte die noch vom Laue der Nacht perlende Flur und weckte die Bewohner der Fazenda aus dem erquickenden Schlummer zur erneuten Thätigkeit.

Göan war der erste der dem strahlenden Gruß mit einem Herzen voll der wehmüthigsten Empfindungen erwiederte; ihn hatte der Schlaf geslohen, wachend durchtränkte er die Nacht. Augenzeuge der versöhnenden Wiedervereinigung Mahons mit ihrem Gatten, bei welcher sich beide sprachlos in den Armen lagen und in einem endlosen Kuße ihre Seelen glühend in einander hauchten, fühlte der von Liebe für Mahon entflamme Indianer zum ersten Male, daß er einem anderen den Vorzug einer solchen Bewillkommung nicht göante und empfand schmerz-

lich den Abstand zwischen dieser Bewillkommung und der ihm gewordenen Begrüßung; denn obgleich er mit Tavor gleichzeitig in Mahons Zimmer getreten war, so grüßte sie ihn erst dann, mit inniger Herzlichkeit, nachdem sie ihre Versöhnungsfeyer mit ihrem Gatten völlig begangen hatte. Seine lebhafte Phantasie ließ ihn in der schlaflosen Nacht eine Umarmung mit Mahon, wie sie Tavor gefeiert hatte, in ihrer ganzen Seeligkeit erscheinen und steigerte dadurch den in seiner Seele erwachenden Reid nur um so höher. Noch zu neu in der Herrschaft über sich selbst, überredete er sich daß er das Leben nicht ohne den alleinigen und uneingeschränkten Besitz Mahons ertragen könne und alsbald war der Entschluß gefaßt ihren Besitz uningeschränkt zu erlangen, oder sich dem Tode zu opfern. Vergebens wiederstrebte die edlere Natur in seinem Herzen einem so unseligen Vorsatz, die Gründe seines Vorsatzes überwogen jene. „Tavor strebte mir nach dem Leben, sein tödliches Geschosß verschloß nur das erwählte Ziel; er war mein Feind; er wollte mein Mörder werden. Mein Todfeind sey er nun!“—

Der Gaite der ihn Tag zuvor in der Panhoma, als Vate seines Vaters erschienen war, trat in sein Zimmer. Bei seinem Anblick durchzuckte ein Gedanke seine Seele, vor dem er selbst zu erschrecken schien,

aber die Macht der Leidenschaft siegte. Nach einer flüchtigen Ueberlegung befahl er dem Boten zu dem Häuptling seiner Kolte, zurückzukehren. „Sage meinem Vater, sprach er, Coan erwarte ihn mit glühender Sehnsucht, er möge kommen mit seinem Volke, sobald die Pororocá ihr Toben aufs Neue beginnt. In der Panhoma, auf derselben Stelle wo du mich gestern träßt wird er mich finden. Eile! denn nur einmal erneut sich noch der Tag bis die tobende Fluth beginnt.“

Ehe noch die Glocke zur Morgenandacht rief hatte der Caite die Fazenda schon im Rücken und eilte schnellen Schrittes, von den düsteren Blicken Coans, der am offenen Fenster lehnte, gefolgt dem Walde zu.

Jetzt war der Vate verschwunden. Die Glocke ertönte so sanft und melodisch wie die Stimme Tastenjás, weun sie belehrend sprach. Coan vernahm die friedlichen zur Andacht ladenden Töne und seine Wange erglühete; unruhig und unschlüssig ging er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, doch plötzlich durchzuckte ein Entschluß seine Seele, er verließ das Haus und ging zur Kapelle; unberührt trat er in das von der andächtigen Menge erfüllte kleine Gotteshaus. Als er Mahou erblickte

sank er am Fuße des Altars auf seine Knie nieder. Tatenja sprach:

„So wie die Sonne sich nach und nach aus der Tiefe zu heben scheint und ihre wohlthätige Strahlen über die Flur verbreitet, daß die Pflanzen gedeihen und die Früchte zur Reife kommen, so ersteigt der Glaube im Herzen der Menschen, nach und nach und veredelt ihn, auf daß er gedeihe und reife für das bessere Leben. Die Wolken die von Zeit zu Zeit den Einfluß der Strahlen vermindern, sind wie die Leidenschaften der Menschen Nebelgebilde, die mit dem Toben des Sturmes verschwinden und wie der Blitzstrahl die Gewitterwolken durchbricht und sie in Regen auflöst, so der ernste Wille, der die Leidenschaften im Herzen vernichtet, sie in frommes Dulden übergehen läßt. Wenn also die Leidenschaft euer Herz bestürmt, so erinnert euch daß euer ernster, kräftiger Wille sie zu vernichten vermag und gönnt ihr nicht Zeit daß sie Herrschaft über euch gewinne. „

Noch weiter verbreitete sich Tatenja's Rede über den Alles vermögenden ernsten Willen und schloß mit den Worten:

Stets prüfe vor der That das Ziel,
Soll dir dein Werk gelingen;
Wer nur das Gute ernstlich will,
Der wird es auch vollbringen.

Nach dem Gesange verließen alle mit geschäftiger Eile die Kapelle und nur Mahon und Göan blieben zurück. Die Mittheilungen Rodrigo's beschäftigten die Brüder, die sich gleich nach der Ankunft mit Tavor und Eduard in dem Zimmer Tatjenja's versammelten, um über die Maßregeln zu berathschlagen, die anzuwenden seyn möchten, den Weißmantel und dessen Consorten unschädlich zu machen.

Mahon hatte ihr stilles Gebet beendet und im Begriff, die Kapelle zu verlassen, erblickte sie den vor ihr knieenden Indianer. Sie begrüßte ihn mit Herzlichkeit und sprach: „Dein Edelmuth Göan hat mir einen großen Dienst erwiesen, für den ich dir ewig verpflichtet seyn werde. Tavor selbst hat mir erzählt, mit welcher Grossmuth du ihn seinen Frevel verziehen und seit Leben geschont hast. Deine That ist des edelsten Christen würdig und Gott, der sie sah, wird sie dir dereinst lohnen.“

Göan ergriff ihre Hand und preßte sie an seine glühenden Lippen. „Stern des Himmels! rief er mit Begeisterung, du erquickst meine Seele mit dem Balsam deiner liebreichen Worte; und doch brennt es mir im Herzen wie Feuersgluth, denn es reuert mich, daß ich Tavor's Leben schonte; aber als ich es that, wußte ich noch nicht, daß es mich reuen könnte.“

„Dich reuete deine edle That? Wie soll ich das verstehn?“

„Erst seit gestern Abend, wo du ihn an dein Herz drücktest, als ob du ihn niemals wieder freigeben wolltest, reuet sie mich. Mir hast du noch nie die Seligkeit einer solchen Umarmung empfinden lassen.“ O Mahon, ich fühle seit Gestern, daß ich sie einem andern nicht gönnen kann.“

Mahons Wange erglühete; sie zog ihre Hand sanft aus der seinigen zurück, dann aber sprach sie mit engelgleicher Milde: „Góan, dein Gefühl hat dich auf einen Irrweg geleitet, tritt von diesem Pfade zurück, ehe es zu spät für dich ist. Las mich deine Führerin sein, du darfst noch nicht allein gehen; ich will dich auf den rechten Pfad zurückbringen, auf den Pfad, der einzig zur Seligkeit führt. Höre mich ruhig an und beantworte mir alle meine Fragen wahr und ohne Selbstäuschung. Sage mir zu förderst, ob du weißt was der Christ mit dem Worte *Gid* oder *Schwur* benennt?“

„Ich kenne,“ antwortete Góan, durch die Lehreng Tatenja's die Bedeutung dieses Wortes, das mit dem, was wir Versprechen und Vertheuren nennen, gleichbedeutend ist; denn wenn der Christ die Wahrheit einer Aussage bestätigen oder ein gegebenes Versprechen bekräftigen, als unauflößbar

betrachtet wissen will, so leistet er einen Eid oder er beschwört es bei dem Gott, an den er glaubt; der Heide, der an keinen Gott glaubt, sagt: es ist wahr! oder ich verspreche, daß ich es thun will, und beides ist ihm so heilig, als der Eid dem Christen nur immer seyn kann."

„So betheure mir als Heide oder schwöre mir wie ein Christ vor dem Altare, daß du mir von nun an jeden deiner Gedanken, der dein Herz bestürmen sollte, mittheilen und nichts ohne mein Wissen gegen irgend einen Menschen unternehmen willst.“ Coan stand auf und trat, von Mahon geführt, zum Altare. Er legte die rechte Hand auf denselben, und indem er seine Knie beugte, sprach er: „Bei dem Gott, an den du mich zu glauben lehrtest, schwöre ich, dir jeden Gedanken, der mein Herz bestürmen sollte, zu offenbaren und nichts ohne dein Wissen gegen irgend einen Menschen zu unternehmen.“

„Jetzt lasß uns ins Freie gehen,“ sagte Mahon und führte den Indianer auf dessen Lieblingsstuhl unter den Schatten der Kapellbäume. Mit der Überzeugung im Herzen, daß Coan sie liebte, daß er aber noch nicht zum klaren Bewußtsein seines Gefühls für sie gelangt sey, begann sie damit, ihn zuerst mit den Verhältnissen einer christlichen Ehe

bekannt zu machen, die sie ihm, da sie nach den Satzungen der protestantischen Kirche getrennt werden kann, zwar nicht als unauflöslich, aber doch so schilderte, daß die Auflösung derselben dem Urheber als Verbrechen anzurechnen sei. „Das Weib, sagte sie, wird durch das eingegangene Ehebündniß Eigenthum des Mannes, und wer nach dem Eigenthum eines Andern strebt, sündigt vor Gott und den Menschen.“

Sie hielt inne und betrachtete Göan, der ihr mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Du bist also, sagte er gelassen, aber mit wehmüthigem Tone, das Eigenthum des Mannes, der mir mein Leben nehmen wollte, ohne daß ich ihn beleidigt hatte?“

„Vergieb ihm! denn er wußte nicht, was er that!“

„Und ich, fuhr Göan fort, würde vor Gott und den Menschen sündigen, wenn ich nach dir, nach deinem Besitze strebte? O! dann muß ich vor Gott und vor den Menschen sündigen, denn nimmer kann ich dir entsagen.“ Mit diesen Worten ergriff er abermals ihre Hand und kniete vor ihr nieder. Unbemerkt war Nahua, die nicht in der Morgenandacht gewesen, den Kapellberg hinaufgestiegen und zu ihrer Mutter getreten. Göan stand bei ihrem Anblick

auf, nahm sie auf seinen Arm und küßte sie. „Bitte bei deiner Mutter für mich, sagte er mit freundlichem Tone, sie will mich verstoßen.“ Nahna schmiegte sich innig an den Indianer an und erwies derte: „das wird Mahon nicht! dazu hat sie ihre Nahna zu lieb, denn wenn sie dich verstoßen wollte, so würde sie wenig Freude an ihrer Tochter erleben. Nicht wahr, meine liebe Mutter, du willst ihn nicht verstoßen?“

Mahon sah ihre Tochter verwundert an, denn noch niemals hatte Nahna sich so vertraut und innig an einen Fremden angeschlossen; dann schien sie ein Gedanke plötzlich zu ergreifen; sie stand auf und indem sie den Kapellberg verließ, sagte sie zu ihrer Tochter: „Bleibe bei Göan und unterhalte ihn recht hübsch, bis ich zurückkomme.“

„Ja das will ich recht gern, antwortete Nahna und schmiegte sich noch inniger an den Indianer an; der sich wieder auf seinen Lieblingsstuhl niederließ, und gern der Unterhaltung Nahna's lauschte.“

In dem von den Brüdern, unter dem Beifitze Taylor's und Eduards, gehaltenen Reihe erschien zuerst Rodrigo und wiederholte die am verflossenen Abend mitgetheilten Thatsachen, von denen er Ausgenzeuge gewesen war.

Seine Erzählung begann mit der Schilderung der Ursachen, die ihn bewogen hatten, das väterliche Haus zu verlassen und sich einer Klasse von Menschen anzuschließen, die den verbotenen Diamantenshandel zu ihrem Erwerbszweig gemacht hatten. „Als wir bei dem Diamantensuchen von den Reutern überfallen wurden,“ erzählte er, „flüchteten wir in das Gebirge und verbargen uns so gut wir konnten. Ein Theil der Grimpeirosbande, an die ich mich angeschlossen hatte, war nach einer anderen Gegend hin versprengt worden, so daß die Zahl derjenigen, die im Gebirge ihren Zufluchtsort gefunden hatten, und zu der ich gehörte, nur aus neun Köpfen bestand. Wir hatten beschlossen, die Dunkelheit der Nacht abzuwarten und uns unter ihrem Schutze in die Provinz zurückzuziehen; da erschien eine hohe männliche Gestalt in einen weißen Mantel gehüllt, wie ihn die Reuter zu tragen pflegen, plötzlich unseren Blicken. Erschrocken vor ihrem Anblick, der uns den Gedanken aufdrang, daß die Reuter unsere Spur gefunden und uns in unserem Versteck eingeschlossen hätten, wollten wir unsere Flucht forsetzen; bald entdeckten wir aber, daß die Erscheinung, selbst auf flüchtigen Wegen sein möchte und sich ganz allein unserem Aufenthalt genährt hatte; wir redeten sie das her zuerst an und erfuhren von ihr, in welcher Gefahr

wir schwebten, von den Reutern, die unseren Zufluchtsort umstellt hatten, gefangen zu werden. Mit Freuden nahmen wir das Anerbieten des Unbekannten, uns in Sicherheit zu bringen, an und gelangten, von ihm geführt, in eine Höhle die er schon seit geraumer Zeit zu seinem Wohnort gemacht haben mußte, wie dies die innere Einrichtung derselben bewies. Von seinem eigenen Schicksal erfuhren wir nichts, da er es in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte und absichtlich jede Mittheilung über dasselbe vermied. Nur so viel konnte ich aus seinen Ausführungen entnehmen, daß er ein Unternehmen beabsichtigte, das gewiß keinen friedlichen Zweck haben kann, da er zu demselben die Hülfe der Grimpeiros, unter dem Versprechen einer bedeutenden Belohnung, in Anspruch nehmen will. Die Unterredung vor der Höhle mit der weiblichen Gestalt, der ich auf dem Fuße in der Hoffnung folgte, dadurch bei einer Familie Schutz zu finden, bestätigte meine frühere Rüthmaßung."

Adolph schlug vor, die Negerin Chapy und Domingo zu verhören, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß Chapy die weibliche Gestalt sey, der Rodrigo gefolgt war. Die Wahrheit wurde sehr bald ermittelt, allein Chapy leugnete bei der Höhle gewesen zu seyn, unter dem Vorgeben, daß sie nur,

das auf dem Vogelberge zurückgelassene Geschirr zu holen, ausgewesen sey. Unter Thränen betheuerte sie ihre Aussage und meinte, daß das Ganze nichts anderes als eine angestellte Sache des Berggeistes sey, der den jungen Rodrigo habe an sich locken wollen.

Ihr Leugnen half ihr aber zu nichts; sie wurde auf Befehl Tatjenja's mit der Verwarnung eingesperrt, daß sie ihre Freiheit nicht eher erlangen würde, bis sie sich entschloß, die Wahrheit zu sagen. Tavor sann hin und her, wo die von Rodrigo besuchliche Höhle seyn könnte; allein er erkannte die Gegend die diese einschloß, nach dessen Beschreibung nicht; plötzlich erinnerte sich Adolph des Rauches, den er vor einigen Tagen, bei seinem Rückwege von den Horden, aus der Felsenspalte emporsteigend, bemerk't hatte und dessen Entstehen ihm damals so räthselhaft erschienen war. Eine nähere Untersuchung jener Gegend ward beschlossen und Adolph, von Tavor, Eduard und Rodrigo begleitet, verließen die Fazenda, um diese Untersuchung selbst zu bewirken.

Swanzigstes Kapitel.

Statt der tobenden Gesänge,
Hört man leises Flüstern nur.
Ist der Sünder im Gedränge,
Und das Recht ihm auf der Spur?

Mit Sehnsucht erwartete Mahon in ihrem Zimmer die Rückkehr des Onkels, dem sie ihr Vertrauen uneingeschränkt geschenkt hatte, und stand gedankenvoll an dem offenen Fenster, das die Aussicht nach der Pforte gewährte; alles war still um sie her und die Pforte blieb immer noch geschlossen; endlich trat Nahna mit fröhlicher Laune, den scherzenden Großvater gleichsam hinter sich her ziehend, ins Zimmer.

„Mutter, liebe Mahon, der Großvater will noch hinaus gehn, dem Onkel entgegen, aber ich will es nicht leiden, denn es ist schon spät und wird bald Abend seyn, und wenn ich auch das Geschwätz von dem Berggeist nicht glaube, so könnte doch der sogenannte Berggeist irgend ein böser Mensch seyn und dem guten Großvater ein Leid zufügen. Coan sagt es auch, er soll nicht hinausgehen, wenigstens nicht ohne ihn.“

„Ann, scherzte Tatenja“, laß mich nur los, ich will nicht ohne Góan hinausgehn; aber hinaus muß ich, denn ich denke, ich habe mich besonnen, wo die von Rodrigo beschriebene Höhle seyn kann, und will sie dem Onkel und Tayor zeigen.“

„O lieber Tatenja Großvater, da nimm mich doch auch mit, bat Nahna, ich möchte die Höhle gern sehen.“

„Das sollst du — aber heute geht es nicht an. Rufe Góan, daß er mich begleite; auch Telen mag mit uns gehn.“

Mahon überließ sich, nachdem Tatenja in Begleitung Góan's das Haus verlassen hatte, ungestört ihrem Nachdenken; und Nahna blieb bei Croánen.

In der Höhle des Weißmantels hatte seit dem plötzlichen Verschwinden Rodrigo's eine ängstliche Stille das laute Toben der Grimpeiros verdrängt und keiner wagte das Versteck zu verlassen, so lange noch ein heller Strahl durch die Spalten des Felsens den Tag verrieth. Jetzt war es Abend geworden und die erwachende Fledermaus verkündete die Annäherung der Nacht; da ertönte das bekannte Zeichen der Schäferin und der Weißmantel verließ vorsichtig die Höhle. Mit Hülfe des gutmütigen Nahon war Chapy aus ihrer Haft entsprungen und unter einem ähnlichen Vorwande, wie der war,

9 **

durch den sie Domingo am Abend vorher getäuscht hatte, ins Freie hinaus gekommen. Mit wenigen Worten erzählte sie dem Weißmantel, was sich mit ihr zugetragen hatte und wie alle Bewohner der Fazenda beschäftigt wären, die von dem Fremden beschriebene Höhle aufzufinden. „Aber, setzte sie hinzu, ich habe sie alle getäuscht und nach der ganz entgegengesetzten Richtung hin, den Ort beschrieben, wohin ich gestern Abend gegangen war, und indem sie ihm ein rothes Kästchen überreichte — hier ist etwas von den Schäßen, die du zu haben wünschtest.“ In dem Augenblick, als der Weißmantel das rothe Kästchen aus der Hand Chapy's entgegen nahm, wurde ein Geräusch hörbar, das von den Tritten mehrerer Personen erzeugt zu sein schien. „Laß uns in jenes Gebüsch treten, flüsterte Chapy leise, ich höre Tritte.“ Beide zogen sich in das bezeichnete Gebüsch zurück. Immer näher und näher kamen die Tritte und ganz deutlich unterschied das scharfe Ohr Chapy's, von welcher Seite her die Gefahr drohte. Sie hielt es für ratsamer, in die Höhle zu treten und der Weißmantel folgte ihrem Vorschlage. Kaum hatten sie die Öffnung hinter sich geschlossen und sich lassend im Innern der Höhle, dicht an dem Eingange, verborgen, als auch schon Tavor und Adelph, von

Rodrigo geführt, vor demselben erschienen. Eduard war nach Hause zurückgekehrt, in der Absicht, seine Reuter zu Fuß nach dem von Rodrigo bezeichneten Orte zu führen und den Weismantel mit seinen Consorten aufzuheben. An dem Steg des Pororóca angelangt, kam ihm Tatenja mit seiner Begleitung entgegen, der, als er hörte, nach welcher Gegend die übrigen gegangen waren, um die Höhle aufzusuchen, versicherte, daß er im Begriff gewesen sey, sie eben dorthin zu führen. „Ich werde langsam voran gehen, beeile dich, daß du uns mit deinen Reutern bald nachkommen, aber laß dir zur Vorsorge von Mahon einige Fackeln geben, damit, wenn die Expedition lange dauern sollte, wir nicht in der Dunkelheit zurückzugehen brauchen.“

„Hier ist der Eingang,“ sagte Rodrigo, als er den Stein gefunden hatte, der zum Verschließen derselben diente, wenn der Bewohner die Höhle verlassen hatte. „Ich erkenne ihn an diesem Stein, der vor demselben lag, als wir das erste Mal hier anlangten und der von dem Weismantel mit großer Mühe weggeschoben wurde.“ Tavor untersuchte die Deffnung und fand den inwendig vorgelegten Stein. Er gab den Uebrigen ein Zeichen und sie entfernten sich stillschweigend von dem Eingange. Fern genug, daß die in dem Felsen Verborgenen seine Worte nicht mehr

hören konnten, sagte er: „Auf dem Wege der Gewalt gelangen wir hier nicht zum Ziele. Zwei Menschen sind hinreichend, uns den Eingang von Innen zu sperren, wir müssen sie mit List aus ihrem Verstecke locken.“ Jetzt aber war guter Rath theuer, welche List dabei anzuwenden sey. Während sie noch überlegten, kam Tatjana mit seiner Begleitung und bald darauf auch Eduard mit seinen Reutern, die brennende Fackeln trugen, herbei. „Wir wollen die Besatzung auffordern, sich gutwillig zu übergeben, sagte Adolph, und die Drohung hinzufügen, sie im Weigerungsfalle verhungern zu lassen.“ Nach einem Hin- und Hersinnen nahten sie sich, unter dem Schein der Fackeln, noch einmal der Öffnung und bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß der Stein, der innerhalb der Öffnung gelegen hatte, weggehoben und der Eingang dadurch offen war..

„Sie sind entsprungen“, meinte Tavor, Rodriguez aber versicherte, daß dies unmöglich sey, indem 9 Menschen mit Waffen aller Art versehen, nicht in so kurzer Zeit und so geräuschlos aus der Höhle gekommen seyn könnten.

Ehe sie noch zu einem bestimmten Entschluß gelangen konnten, war Tefin schon in den Eingang geschlüpft und behutsam den langen Gang entlang gekrochen. Bei der Öffnung, die zu dem weiten

Raume der Höhle führte und durch eine große Steinplatte versetzt war, bemerkte er zuerst den Widerschein des auf dem Heerde brennenden Feuers, dann hörte er das Geslüster der Grimpeiros, die nichts von dem ahneten, was außerhalb der Höhle vorging und nur aus Furcht entdeckt zu werden, seit dem Verschwinden Rodrigo's, ihren rauhen Stimmen einen Dämpfer aufgesetzt hatten. Lekin troch eben so behutsam zurück und berichtete seinem Herrn, was er gesehen und gehört hatte. Gogleich entwarf Tas-tenja einen Angriffsplan. Tavor, Eduard und Coan mit der Hälfte der Reuter drangen in die Höhle, während er und Adolph mit der andern Hälfte sich außerhalb der Höhle aufstellte. Die Grimpeiros, welche das Geräusch das die behutsam Eindringenden verursachten hörten, öffneten, in der Meinung der Weißmantel fehre zurück, unbefangen den Ein-gang; aber erschrocken bei dem Anblick der vor ihnen stehenden Reuter, sprangen sie vom Boden, an dem sie sich gelagert hatten, auf und griffen zu den Waf-fen; aber die Uebermacht war zu groß und der Angriff zu unverhofft, als daß sie auch nur auf Augenblicke Widerstand leisten kounten; sie erga-ben sich ohne Schwerdtstreich. Der Weißmantel und Chapy waren aber nicht unter den Gefangenen; sie hatten die erste Entfernung Tavor's zur Flucht.

benutzt und lieber die Grimpeiros als sich selbst preisgegeben.

Eduard befahl die Gefangenen zu entwaffnen und die Höhle genau zu untersuchen. Er selbst nahm eine Fackel und beleuchtete alle Ecken und kleinere Vertiefungen. Jetzt fand einer der Reuter die Waffen des Weißmantels. „Was ist das, rief dieser, das ist ja der Karabiner des entsprungenen und verschwundenen Sergeanten Jozée.“ Alle Reuter bestätigten bei näherer Untersuchung diese Aussage und es schien nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Weißmantel, der gefürchtete Berggeist, kein anderer war, als der Sergeant Jozée. — Die Grimpeiros mußten in der Höhle bleiben, unter der Aufsicht einiger Reuter, welche gleichfalls ihr Nachtquartier in der Höhle aufschlugen. Während sich die in die Höhle eingedrungenen auf eben beschriebener Weise beschäftigten, hatte Adolph und Tefin, mit einem Theil der außerhalb der Höhle gebliebenen Reuter, bei dem hellen Schein der Fackeln die Umgebungen untersucht und in demselben Augenblick, als Tavor, Eduard und Coan wieder ins Freie getreten waren, das Gebüsch erreicht, in welchem sich der Weißmantel und Chapy gewöhnlich bei ihren nächtlichen Zusammenkünften verbar gen. Schon wollten sie auch diesen Punkt verlasse

sen, als Tefin bei dem Schein der Fackel einen weißlich schimmernden Gegenstand ins Auge fasste und die neben ihm befindlichen Reuter darauf aufmerksam machte; diese gingen auf den bezeichneten Gegenstand los und ergriffen, unter einem lauten Halloh, den tief im Gesträuch versteckten Weißmantel und seine schwarze Schäferin. Sie zogen ihn gewaltsam ans Licht und das blasse Todtentanz¹ des Sergeanten Jozée funkelte ihnen entgegen. Eduard trat herzu und nachdem auch er ihn erkannt hatte, ließ er ihm die Hände auf den Rücken binden und zu den übrigen Gefangenen in die Höhle führen. Chapy weinte und fiel vor Tatjana bittend auf ihre Knie nieder. Sie bat für ihn, der sie zur Unstreue gegen ihre Herrschaft verleitet hatte und gab in kurzen Sätzen Aufschluß über sein plötzliches, spurloses Verschwinden, am Tage der Verwundung Mahons. Als sie noch in der Villa ricca da ponta war, so erzählte Chapy, hielt der Sergeant Jozée öfter bei seinen Durchmärschen in dieser Villa Rasttag. Dort hatte sie ihn kennen gelernt und von seinen Versicherungen bethört ihm das Versprechen ihrer Liebe und Treue gegeben und ihn an dem Tage, als er durch seine frevelhafte That Mahon verwundete, zum erstenmal seit langer Trennung wiedergesehn.

Die Grinnerungen aus jener Zeit ihrer ersten Be-

kanntschaft mit ihm, waren bei seinem Anblick erwacht und hatten die für Pahon flüchtig empfundene Liebe mächtig aus ihrem Herzen verdrängt. Augenzeuge der Gefahr in der das Leben des ersten Gesiebten nach der fürchterlichen That schwebte, war sie ihm zu seiner plötzlichen Flucht aus der Fazenda behülflich gewesen und hatte ihn, von jener Zeit an, in seinem Versteck, so oft sie die Schafe hütete, besucht und mit Lebensmitteln versorgt.

Nachdem auf diese Weise der Zweck ihrer Untersuchung vollständig erreicht worden war, schickten sich alle zum Rückweg nach der Fazenda an. Noch ein Wachtposten von 3 Reuter blieb bei dem verschlossenen Eingang der Höhle zurück und die übrigen Reuter folgten ihrem Officiere, der im Gespräch mit Adolph neben Tatjana herging. Chapy, die unglückliche Geliebte, ging als Zielscheibe des Spottes der Reuter, schluchzend vor Tekin her, dem sie zur Bewachung überwiesen worden war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auch in dem Herzen des Wilden
Regt sich der Liebe Gefühl;
Nur um es höher zu bilden
Zeig' ihm der Christenheit Ziel.

Immer noch stand Mahon an dem offenen Fenster und schaute unverwandten Blickes nach der Pforte hin, obgleich die Dunkelheit der Nacht ihr schon längst das Ziel verschleiert hatte. „Liebe Mutter, rief die eiligest an der Hand Croáens eintretende Nahna, denke dir, die Chapy ist aus ihrer Haft entsprungen.“ Croáne sagte bestätigend: „ja der ungeschickte Pahon hat sie sogar zur Pforte hinaus gelassen. Ich begreife nicht, was das mit dem Mädchen für eine Bewandtniß haben muß.“

„Horch!“ unterbrach Nahna, jetzt werden sie kommen.“ Mahon fuhr aus ihrem Nachdenken erschrocken zusammen. Sie bog sich zu dem offenen Fenster hinaus um dem Geräusch zu lauschen, das von der Pforte herauf zu tönen schien. „Welcher Diener ist auf der Warthe?“ fragte sie plötzlich, nachdem sie lange einem fremdartigen Getöse;

das sich außerhalb der Pforte hören ließ, prüfend nachgeforscht hatte.

„Domingo!“ antwortete Croáne. „Ums Himmelswillen! eile hinaus und befiehl ihm, daß er die Pforte nicht öffne; das sind die Unsrigen nicht.“ Croáne eilte hinaus und kam grade noch zeitig genug um den Befehl der Herrin dem Diener zu verkünden. Immer näher und näher kam das murmelnde Getöse und ehe noch Croáne ins Zimmer zurückgekehrt war, erschallte ein schneidend Ruf gellend durch die Lüste. „Das Entengeschrei der Gaites! rief Mahon, Gott sey uns gnädig!“

Bitternd stürzte sie zur Thür hinaus und zog selbst an dem Strange der Glocke, daß das Noth verkündende Zeichen dumpf über die Berge verhallte. In wenigen Minuten waren alle Bewohner der Fazenda versammelt und die Bewaffneten nahmen ihre Plätze auf der Warthe und hinter der Mauer ein.

Copry, der beständige Jagdgefährte Tayors, der einige Wochen hindurch stark darnieder gelegen, jetzt aber wieder völlig genesen war, übernahm es, die Bewaffneten zu verteilen und trat als Befehlshaber in Abwesenheit Tayors auf die Warthe. Noch niemals hatten die Wilden ein so furchtbare Getöse bei ihrem Angriff verursacht; es schien als wollten sie dadurch im Vorans ihren Sieg verkünden.

Obgleich die Oberhäupter der Colonie außerhalb der Gebäude waren, so fehlte doch nichts was zur zweckmäßigen Vertheidigung der Fazenda gehörte und selbst die Schleuse war geöffnet und das Wasser schoß, als ob es die Größe der Gefahr kannte, mit Blitzeßschnelle und tobend in den Graben.

Erst nachdem alles zur Vertheidigung gehörig veranstaltet war, schien Mahon ihre Ruhe und Sicherheit wieder zu erlangen, die sie sonst bei keiner ähulichen Gelegenheit verließ. Die Abwesenheit aller derjenigen Personen, die ihr Schutz und Beistand sein könnten, war der Hauptgrund ihrer ungewöhnlichen Angstlichkeit, die durch die Aufregung ihrer Phantasie noch gesteigert wurde. Wäre nur Góan hier, dachte sie, daß er die Wilden besänftigen könnte und ahnte nicht, daß gerade er die Ursach ihres möglichen Erscheinens war. Der Vate, den er in der höchsten Aufregung seiner Leidenschaft mit Tagesanbruch entließ, hatte den Häuptling der Caítes mit seiner mehr als 200 Köpfe starken Rotten schon auf dem halben Wege nach der Panhoma getroffen und ihm den Gruß Góans mit denselben Worten ausgerichtet, die ihm dieser beim Abschied sagte. Kein Wunder also, daß sich der Wilde bereitte, die Fazenda zu erreichen; in der festen Ueberzeugung, sein Ueberfall müsse durch die Vermittlung

und die ihm bekannte Gewandtheit seines Sohnes, vollständig gelingen. Er hatte gleich bei seiner Annäherung seine Wilden in verschiedene Trupps rings um die Fazenda vertheilt und ihnen den Befehl erteilt, sobald er ein dazu besonders verabredetes Zeichen geben würde, auf allen Punkten zugleich vorzurücken, den Graben mit Hülfe eigens dazu mitgebrachter Baumstämme zu überschreiten und auf jede mögliche Weise in das Innere der Fazenda einzudringen und nichts zu schonen als das Leben Góans, seines Sohnes.

Auf dem höchsten Punkte des Vogelberges angelangt, hörte Tatentja die dumpf verhallenden Töne der Thurmglöcke. Er hielt an und lauschte dem Klange, dessen Zeichensprache er, als Erfinder derselben, genau zu unterscheiden wußte. „Tavor! rief er, hörst du die Glocke, sie ruft uns zur Hülfe. Was kann vorgefallen seyn, daß sie uns so ängstlich zur Rückkehr mahnt.“

Mit der Kraft des Jünglings beeilte Tatentja seine Schritte und sein ganzes Gefolge mußte die Schnelligkeit bewundern, mit der der Greis den Berg hinab ins Thal schritt. Fast lautlos erreichten sie die äußerste Umzierung der Fazenda. Das erste das sie bei dem Scheine der Fackeln gewahrten, war ein Trupp Wilder, der den Uebergang

über den Graben an diesem Punkte jedoch vergebens versuchte.

Jetzt erkannte Tatjana die Ursach des Hülferufs der Glocke. Ohne zu ahnen, daß die Wilden in einer so großen Anzahl den Ueberfall versuchten, gab er Eduard den Wunsch zu erkennen, den vor ihnen auf einem Punkt am Graben zusammengebrängten Haufen der Wilden anzugreifen. Pfeilschnell schoß der junge Officier mit seinen Reutern, unterstützt von Tavor und Tulin, auf die Wilden zu und trieb sie den Graben entlang, unter immerwährendem Halloh, vor sich her. Góan von der Ahnung getrieben, daß die Angreifenden die durch seinen Wunsch herbeigelockten Caites sein möchten, rief dem Officier zu, seinen Angriff zu mäßigen. „Laßt mich voran! rief er, sie kennen meine Stimme und werden ihr Vorhaben aufgeben sobald sie meine Befehle vernehmen.“

In wenigen Augenblicken war er an der Spitze der Reuter und rief mit furchtbarer Stimme den fliehenden Wilden sein halt! nach. Mehrere Mal mußte er seine Arede wiederholen, ehe es ihm gelang, die Fliehenden zum Stehn zu bringen. Endlich hörten sie seine Stimme und wendeten sich, jedoch nur mit großer Vorsicht, nach ihm um. Bei dem Scheine der Fackel erkannten sie seine majestä-

tische Gestalt und gehorchten nun seinem Befehl. „Wo ist mein Vater!“ rief er ihnen donnernd entgegen. — „Bei der Brücke“ war die Antwort. „So folgt mir, befahl er, und wagt es nicht eine feindselige Handlung gegen diese die mich begleiten auszuüben.“ Die Wilden gehorchten und schlossen sich an den Trupp Reuter an, der von Eduard geführt, dicht hinter Góan geblieben war.

Vor der Brücke hatte der Häuptling der Gaites seine Hauptmacht versammelt und war eben im Begriff, vermittelst der mitgeführten Baumstämme, neben der Zugbrücke eine Rothbrücke zum Uebergang über den Graben aufzuschlagen, als Góan mit schnellen Schritten Tatzenja an der Hand, die Menge durchbrach und vor seinem Vater trat. „Läßt ab von deinem Unternehmen Vater! rief Góan dem Häuptling entgegen. Sieh ich bin frei wie du — und nicht in der Macht des Bösen, wie du glaubst, sondern in der Macht des guten Geistes, den wir verehren.“

Erstaunt und verwundert richtete der Häuptling sein ergrautes Haupt empor und als er seinen Sohn erblickte rief er in der Freude seines Herzens aus: „Góan! ja du bist es! der Bamanostóma hat wahr gesprochen. Noch ehe das neue Licht seine erquickenden Strahlen über die Flur verbreitet, so sprach er Hente, wirfst du deinen Sohn in deine Arme schließen,

und seine Wahrsagung ist glücklich erfüllt.“ Die Wilden umstanden in einem großen Kreise, die sich sprachlos in den Armen liegenden Führer, und auf ihren Angesichtern zeigte sich die Freude in verschiedenen Gestalten. Von dem Schein der Fackeln erleuchtet, kamte Mahon von der Warthe, die sie bestiegen hatte, die seltene Gruppe übersehen und in ihrem herrlichen Auge perlte die Thräne des freudigsten Mitgefühls. Alle Anwesende waren von dem Anblick eben so gerührt und jeder vergaß, daß der Zweck ihres Zusammentreffens ein ganz anderer gewesen war.

Die Gaites lagerten in dem vor der Zugbrücke gelegenen Gebüsch, aber Tanju éta, ihr Häuptling, nahm das Anerbieten Taténjas an und übernachtete in dessen Wohnhaus, nachdem er mit der Familie auf civilisirte Weise ein Abendessen eingenommen, wie er es in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Die Art der Zubereitung und die Mannigfaltigkeit der Speisen behagte ihm ebensowohl als der gute Wein den ihm Taténja vorsetzte, und an dem er sich wirklich zu laben schien.

Dem Zureden Góans gelang es, Tanjuéta zu vermögen den projectirten Krieg gegen die Topinambas, wenigstens fürs Erste, aufzugeben und daß er versprach noch einige Zeit als Gast in der Fazenda zu verweilen.

Auch gefiel ihm der von Góan ausgesprochene Gedanke, daß er auf gleiche Weise wie Tatentja im Kleinen, der Gründer eines civilisirten Staats im Größern werden könnte, und gern hörte er die in dieser Beziehung von Tatentja gemachten Entwürfe mit an. — Bis spät in die Nacht hinein sprachen sie über diesen Plan, der zuerst in der Seele Góans entstanden war und Niemand fühlte das Bedürfniß der Ruhe.

Mahon hatte zwar im Anfang an dem Gespräch Theil genommen, allein zu beunruhigt durch den Gedanken an Góans leidenschaftlicher Liebe, suchte sie eine schickliche Gelegenheit zu benutzen, um sich auf einige Zeit mit Adolph aus der Gesellschaft zu entfernen und in ihrem Zimmer mit ihm die Mittel zu besprechen, den Indianer, wie sie sich ausdrückte, auf den rechten Weg zurück zu führen. Es war genug, daß Adolph die Neuerungen Góans erfuhr, um die Ueberzeugung zu fassen, daß derselbe nicht länger mit Tavor unter einem Dache in der Nähe Mahons bleiben könne. Die Art und der Vorwand seiner Entfernung waren leicht gefunden.

„Liebe Mahon, sagte Adolph, du weißt daß mich der Wunsch meine Schwester Philippine wiederzusehn, für jetzt nicht länger hier weilen läßt. Ich werde die Gelegenheit benutzen, unter dem

Schutz meines Sohnes, der mit seinem Commando nach seiner Station zurückmarschiren muß, wenigstens bis in die mehr bevölkerten Umgebungen Rio de Janeiro's zu kommen. Was meinst du dazu; wenn ich Coan verabredete mit mir nach Lissabon zu reisen, damit er, ein so talentvoller Jüngling, sich dort in den Wissenschaften und Sprachen unterrichten und überhaupt Weltkenntnisse erwerben könne. Ich glaube er wird meinen Vorschlag annehmen, wenn ich ihn mit der Aussicht schmeichle, daß er gebildeter und vollkommener bereist wieder hierher zurückkehren soll." Mahon war erfreut über diesen Gedanken, dessen Ausführung jedenfalls wohlthätig auf die Ruhe Tayors und auf ihr häusliches Glück einwirken mußte; und sie bat den vortrefflichen Onkel nur seine Abreise so lange zu verzögern, bis daß die verabredete Taufe Coans erfolgt sey. Mit Freuden willigte Adolph in diese Verzögerung und beruhigt kehrten beide zu der immer noch im lebhaften Gespräch begriffenen Tischgesellschaft zurück.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Hörst du die Glocken vom Dome hernieder?
Ründen des Tages glänzende Pracht,
Wecken der Andacht erhabene Lieder,
Dankbar dem Ew'gen zum Opfer gebracht;
Laden zur Feier die christlichen Glieder:
Glücklich aus ewigem Dunkel der Nacht,
kehrte der Engel der Liebe uns wieder,
Bringt eine Seele dem Glauben erwacht.

Schöner hatte die Morgensonne noch nie das anmuthige Thal in welchem die Fazenda Tatenja's lag mit ihren Strahlen beleuchtet, als an dem von den Bewohnern schon lange mit Sehnsucht herbeigewünschten 20sten August, der als Geburtstag der lieblichen Nahna von Tatenja und Mahon dazu erwählt worden war, jene durch Einsegnung und Confirmation und den indianischen Jüngling durch vorhergegangene Taufe in den Bund der Christenheit aufzunehmen. Alles hatte sich dazu vereinigt diesen Tag zu dem denkwürdigsten in der Chronik der Colonie zu erheben, denn nicht allein daß es das Wiegenfest und die Einsegnung der nun zwölf Jahr alt gewordenen Tochter Mahons und zur Taufe des Indianer Góan bestimmt war, sollte

er auch der Trauungstag der schon seit einem Jahr verlobten Croâne mit ihrem Halbwetter Gopry, dem treuen Jagdgefährten Tayors, werden, und alle Bewohner in demselben nach der Trauung das Abendmahl empfangen.

Schon mit Tagesanbruch verkündete das Geläute beider Glocken das Beginnen des großen Festtages. Die Häuser waren von oben bis unten mit Girlanden von Blättern und Blumen geschmückt, das Wasserbehälter ringsherum mit grünen Zweigen eingefasst, vor der Haustür und am Fuße des Kapellberges Triumphbogen erbaut und die Kapelle sowohl von Innen als von Außen mit Blumen und Kränzen aufs geschmackvollste verziert.

Rings um die Fazenda lagerten die Gaites mit ihren Weibern und Kindern in gut construirten Hütten mit Schilf und Laub bedeckt, und erhöhten die Feier des Tages durch ihre Gegenwart und freudige Theilnahme. Auf Góans Veranlassung hatte der Häuptling dieser sonst so furchtbaren Rotten sich entschlossen, sich selbst und sein Volk an ein civilisirtes Leben zu gewöhnen und in der Nachbarschaft der Fazenda seinen Wohnsitz für die Zukunft, zur Feier der Taufe seines Sohnes aber eine Art von Lustlager neben den Umzügeungen der Fazenda aufzuschlagen. Der Bau der Hütten, die mit bun-

ten Fähnlein geschmückt wurden, war unter der Leitung Tatenjas und Adolphs sehr schnell von Statthaltern gegangen und alle Bewohner der Fazenda hatten zu demselben hilfsreiche Hand geleistet.

Die Kinder der christlichen indianischen Familien, die schon länger Bewohner der Colonie waren, versammelten sich, Palmzweige in der rechten Hand tragend, zuerst in dem geräumigen Hofe und traten, die kleine Nathama, die Tochter Croáencs an ihrer Spitze, dem nach der Kapelle in Bewegung gesetzten Zug voran. Die Caítes mit ihren Bogen und Pfeilen auf dem Rücken und gleichfalls mit grünen Zweigen in der Hand, bildeten von dem Wohnhause aus bis zur Kapelle ein Spalier, durch welches der Zug sich bewegte. Ihre Frauen und Kinder standen in mannigfaltigen Gruppen auf dem Kapellberge und sahen erwartungsvoll den Kommenden entgegen.

Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich der Zug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den mit Palmzweigen geschmückten Kindern folgte Tatenja in seiner Amtstracht, hinter ihm Nahna in einem einfachen weißen Kleide, die Flechten ihres schönen Haares mit Blumen geschmückt, eine weiße Rose und das Gesangbuch in der Hand tragend und geleitet von den bereits eingesegneten Mädelchen der

Colonie, gleichfalls in weißen Gewändern und Palmzweige tragend; dann folgte Coan in europäischer Tracht, von dem Häuptling der Caïtes und von Rodrigo, seinem Gespielen aus den Kinderjahren, und Eduard geführt und von den unverheiratheten Männern und den Jünglingen gefolgt; hinter diesen Croáne und Copy im hochzeitlichen Schmuck und dem Brautpaare zunächst Mahon mit allen verheiratheten Frauen der Colonie; die verheiratheten Männer, an deren Spize Adolph und Taylor, folgten und die Reuter beschlossen den Zug.

Nach einer kurzen gehaltvollen Rede, die Tatzenja mit wahrer Begeisterung sprach, schritt er zuerst zur Taufe des Indianers, die von den allseithalb der Kapelle aufgestellten Reutern mit einer dreifachen Salve aus ihren Karabinern begleitet wurde; dann trat Nahna und Coan zum Altar und empfingen von seiner Hand die Confirmation. Einstimmiger Gesang der versammelten Menge machte den Uebergang zur Trauung Croánen und Copy's, und während des Schlussgesanges reichte der hochbeglückte Kreis allen christlichen Anwesenden paarweise das Abendmahl.

Thränen der Freude im Auge schloß Mahon nach vollendeter Feier die liebliche Tochter in ihre Arme; und freudige Ahnung erfüllte ihr mütterliches Herz.

Der Häuptling der Gaites hatte mit innigem Wohlbehagen der Feierlichkeit seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt und in seinem Herzen schien die Ahnung des Höheren mächtig zu erwachen; in seinem Auge perlte eine große Thräne, als er den Christ gewordenen Sohn fest in seine Arme schloß.

Tatenja war erschöpft von der ungewöhnlich großen Anstrengung und musste einige Augenblicke der Ruhe pflegen, um an der nun folgenden geselligen Freude Theil nehmen zu können. Mahon und Mahna hatten ihn in sein Schlafgemach gebracht. „Nun habe ich das Ziel meiner höchsten Wünsche erreicht,“ sprach er, das dankerfüllte Auge gen Himmel gerichtet, „Herr dein Wille geschehe!“ und sanft wiegte ihn der Schlummer in anmuthsvolle Träume.

Tage der Freude durch nichts getrübt, folgten dem Feste, das noch jahrelang der Gegenstand der Erinnerung der Bewohner blieb und dessen Andenken alljährlich durch die Feier des Geburtstags der Tochter Mahous erneuert wurde.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die Trennung von dem Wesen das wir lieben
Erzeugt Schmerz, dem Manne selbst zu groß;
Wer nur daheim im Vaterhaus geblieben,
Der kennt es nicht, das martervollste Loos.
Leb' wohl! ertönt's und alle Pulse beben,
Es ist, als gelt es Trennung von dem Leben.

Die Feierlichkeiten waren beendet und die Bewohner der Fazenda hatten ihre täglichen Beschäftigungen im Hause und auf den Feldern wieder begonnen; aber in dem Lager der Gaites herrschte immer noch der Jubel und verbreitete sein fröhliches Echo über die Flur; Tanz, Gesang und Spiel beschäftigten abwechselnd die dem Frohsinn ergebenen Wilden, während ihr Häuptling damit beschäftigt war, an dem Ufer des Rio St. Francesco eine zur Ansiedelung geeignete Ebene aufzusuchen; von Tatzenja und Tavor begleitet durchstreifte er die Gegend und entwarf einen vollständigen Plan zur Ausführung seines Vorhabens. —

Adolph und Góan waren wie unzertrennlich von früh bis zum Abend in traulichen Gesprächen versunken, an denen Niemand als Rodrigo Theil

nahm, und wenn sie auch dem Gaiten-Häuptling bei seinen Entwürfen behilflich waren, und ihn auf seinen Wanderungen zuweilen begleiteten, so beschäftigte sich ihr Geist doch mehr mit dem von Adolph vorgeschlagenen Reiseplan, den Coan mit Begeisterung erfaßt hatte und der auf einige Zeit den Gedanken seiner Liebe beherrschte. Er hatte treulich Wort gehalten und Mahon mit allen seinen Gefühlen und Wünschen bekannt gemacht und sie dadurch in den Stand gesetzt, denselben die glücklichste Richtung zu geben. Adolph hatte nicht versäumt, ihm das Angenehme und Belohrende einer Reise nach Europa in einem höchst anziehenden Lichte zu schildern, und Rodrigo fügte die Beschreibung der Hauptstadt Brasiliens und der Umgebungen derselben hinzu, die nur treu nach der Natur gegeben zu werden brauchte, um das Interesse eines ganz unerfahrenen Gemüths aufs Höchste in Anspruch zu nehmen; so daß Coan kaum den Tag der Abreise erwarten konnte.

Nur selten und immer nur auf Augenblicke ward seine aufs Höchste gespannte Phantasie durch den Gedanken der Trennung von Mahon und Nahna trübe herabgestimmt. „Sie werden dich lieber gewinnen, tröstete er sich, wenn du mit Erfahrungen bereichert zurückkehrst und ihnen erzählen kannst was

du in jenen Ländern gesehen hast.“ Noch ehe Alles zur Abreise Adolph's und seiner Begleiter geordnet war, hatte der Häuptling der Gaites in der Nähe der Panhoma einen Strich Landes, dicht an dem Ufer des Rio St. Francesco zur Ansiedelung ganz geeignet gefunden und mit Hülfe Taylor's und Copy's den von Tatzenja entworfenen Plan auf dem Felde abgesteckt. Alle Bewohner der Fazenda waren dabei behülflich gewesen und Tatzenja hatte das Ganze geleitet. Obgleich dem Gaiten Góan's Entschluß zur Reise mit Adolph nicht willkommen war, so tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß sein Sohn recht bald zurückkehren würde und zu sehr mit der Gründung seines neuen Staates beschäftigt, erschien ihm eine längere Trennung von ihm nicht in dem trüben Lichte, wie dies unter anderen Umständen der Fall gewesen scyn würde.

Mahon und Mahna saßen wie gewöhnlich um die Kühlung der Abendluft zu genießen, mit ihren weiblichen Arbeiten beschäftigt, in der Rosenlaube.

“Warum bist du heute so wortarm?”, fragte Mahon ihre gedankenvoll neben ihr sitzende Tochter, die von dem Tage ihrer Einsegnung an, nicht mehr so gern als früher mit ihren Puppen spielte, und sich lieber mit ihrer Mutter unterhielt.

„Sagte mir Guan doch, er wolle mit dem Onkel Adolph nach Europa zur Tante reisen, soll ich da nicht traurig seyn? Wer wird nun mit mir ins Feld gehen und mir Blumen zu meiner schönen Sammlung suchen helfen und mir Schmetterlinge fangen?“ Mahou seufzte leise, dann aber sprach sie: „Er wird dir auf seiner großen Reise recht schöne Blumen pflücken und sie dir, wenn er zurückkommt, mitbringen.“

„Aber wie lange wird er von uns entfernt seyn, ehe er wieder kommt — und wie viele schöne Städte und Gegenden wird er sehen und darüber vergessen, daß er mir Blumen pflücken soll. — Ich dächte liebe Mutter, wir begleiteten ihn auf seiner Reise.“

„Das wollen wir mit unserem Geiste thun, meine Nahua, er soll nicht ohne uns reisen.“

„Ja, ich will immer an ihn denken und meine Gedanken werden ihm zwingen, daß er, wenn er eine schöne Blume findet, auch an mich denken muß. Ist denn der Tag seiner Abreise schon bestimmt?“

„Er ist bestimmt, schon Morgen wird er und der Onkel Adolph, Eduard und Roderigo uns verlassen.“

„Morgen schön?“, fragte Nahna und verstimmt.

Den Vorabend der Abreise des geliebten Bruders feierte Tatenja in dem engeren Kreise seiner Familie. Er hatte mit Adolph noch so Manches für die Zukunft und über die Regulirung des ihm zugefallenen Anteils der bedeutenden Hinterlassenschaft seines verstorbenen Oheims zu besprechen, daß er mit den Gliedern seiner Familie allein zu seyn wünschte. Mit inniger Freude nahm der edle Greis das Versprechen Adolph's, seine Rückkehr zu beschleunigen, entgegen; denn in seinem Herzen sprach die Stimme der Vorahnung, daß der Faden seines Lebens für diese irdische Welt bald abgesponnen seyn würde. „Ich habe mein Werk vollbracht,“ sagte er mit ruhigem Ernst, „und wünsche nichts sehnlicher mehr, als in deinen Armen, mein Bruder, zu sterben.“

„Laß mich, entgegnete Adolph, mit dem Vertrauen von dir scheiden, daß wir uns noch einmal glücklich wiedersehen, ehe du zu dem bessern Leben hinübergehst. Du darfst uns auch nicht eher verlassen, bis du den neuen nachbarlichen Staat in seiner vollen Blüthe gesehen; und hast auch für dein geistliches Amt noch einen wichtigen Dienst zu vollbringen, der einem Anderen nicht überlassen bleiben

darf. Eich hier das Ebenbild deiner herrlichen Mahou, bei diesen Worten hielt er die Eukelin Rahna dem Bruder entgegen, ihr hast du noch den Brautfranz ins Haar zu flechten und noch einen Seegen vor dem Altar zu geben."

Tatenja küßte seine lieblosende Entelin und eine große Thräne der Freude rollte über seine Wange.

„Gottes Wille geschehe!“ sagte er, und eine innige Umarmung unterbrach das Gespräch.

„Wenn du recht bald zurückkommst, lieber Onkel Adolph, sagte Rahna, und unsern Göan wieder mitbringst, so will ich dich auch recht, recht lieb haben.“

Taylor erröthete, aber als ob er sich des Gedankens schämte, der seine Seele bei den Worten Rahna's durchflog, stand er auf und küßte seine Gattin. Mahon erwiederte seinen Kuß mit inniger Zärtlichkeit und strich ihn die schwarzen Locken sanft von der Stirn.

Mit dem Anbruch des neuen Tages waren alle Bewohner der Fazenda, ohne Ausnahme schon thätig, um den Abreisenden behülflich zu seyn und sie noch einmal zu begrüßen. Die Pferde standen gesattelt und gepackt, und eben waren Adolph und

Eduard aus dem Hause getreten, um sich selbst zu überzeugen, daß Alles nach ihrem Wunsche geschehen sey; da trat Pahon mit kläglichem Gesichte zu Adolph, und indem er seinen Fuß umfaßte, bat er flehentlich, er möchte noch vor seiner Abreise ein gutes Wort bei dem Herrn einlegen, daß seine geliebte Chapy frei gelassen würde.

„Sie ist unschuldig, betheuerte er, und nur von dem Sergeanten verführt worden.“ Adolph gewährte seinen Willen und Tatjana ließ die schwarze Schäferin aus ihrem Gewahrsam holen, damit sie selbst noch bei Adolph für seine Fürsprache ihren Dank abstatten sollte. Chapy kam und dankte, verlangte aber die Herrin eilist zu sprechen. Vor Mahon geführt, warf sie sich auf ihre Knie und gestand ihr unter einem Strom von Thränen, daß sie nur deshalb ihre Freilassung vor der Abreise so sehnlich gewünscht habe, um ihr ein Geständniß zu machen, das sie einem Andern nicht gethan haben würde.

„Ich habe dir deine Juwelen geraubt und sie dem Verbrecher gegeben, der mich zu diesem Schritt verleitete; noch ist es Zeit, daß du sie wieder erlangen kannst. „Gerührt über ihr Geständniß, hob Mahon sie auf und beruhigte sie, belehrend für die Zukunft.“

Die Reuter hatten die gefangenen Grimpeiros und den Sergeanten bereits zum Aufbruch aus der Höhle geholt und waren im Begriff, mit ihnen abzumarschiren, als Eduard zu ihnen trat und dem Sergeanten befahl, das rothe Kästchen, das er von Chapy empfangen, herauszugeben. Jozée weigerte sich nicht und reichte es dem Offizier mit verächtlichen Blicken, aus einer Falte des Mantels, in welcher er es, ohne es näher zu betrachten, verborgen hatte.

Eduard überreichte Mahon das Kästchen in Gegenwart aller Hausgenossen und Chapy's, die noch mit Thränen im Auge in einer Ecke des Zimmers stand. Mahon staunte beim Anblick desselben und nachdem sie es näher betrachtet, sagte sie: „Nun Chapy, wenn deine That nach dem Werthe des Geraubten bestraft werden sollte und nicht nach dem Willen, dann wirst du für diesmal freigesprochen, denn du hast mir nichts, als ein leeres Kästchen entwendet.“ Das Kästchen mit den Juwelen fand sich auch noch im Zimmer vor und es erklärte sich, daß Chapy in der Eile die beiden Kästchen verwechselt hatte. Niemand war glücklicher, als der gutmütige Pahon, der vor Freuden den Onkel Adolph die Füße küßte.

Coan's Abschied von Mahon war herzergreisend. Durch Belehrung Adolph's hatte er einsehen

gelernt, daß seine Liebe zu Mahon, wenn er sie nicht unterdrückte, ihr hänsliches und zeitiges Glück untergraben müßte; und so schied er sprachlos, aber das Thränen erfüllte Auge gen Himmel gerichtet. Durch die Umarmung Rahna's schien er Mahon die Größe seines Schmerzes erkennen geben zu wollen; er drückte das Mädelchen so fest an sein Herz, und an seine Lippen, daß ihr das Bewußtsein fast auf Augenblicke verging und sie erst ganz wieder zu sich kam, als Coan bereits das Zimmer verlassen hatte.

Voran eilte ein Trupp Reuter, die Gefangenen in ihrer Mitte, dann folgte Adolph auf seinem treuen Rosse, das sich während seines Aufenthalts in der Fazenda weidlich gepflegt hatte; neben ihm Coan auf einem 4jährigen Hengst, den ihm Tatenja zum Geschenk gemacht hatte und Rodrigo auf einem nicht minder lebhaften Pferde, aus der Zucht der Fazenda. Eduard war bald bei dem Vortrabe, bald bei den Reisenden. Hinter den Reisenden folgten die Packpferde, von zwei Indianern der Fazenda geführt, und zum Beschluß der Haupttrupp der Reuter. —

Taylor, der gänzlich mit Coan ausgeschont war, konnte sich nicht versagen, den Onkel Adolph noch eine halbe Tagereise zu begleiten. Er und der Caiten-Häuptling von einem Trupp berittener Caites gefolgt, schlossen sich dem Zuge unbemerkt an,

um die lieben Reisenden plötzlich durch ihre Gegenwart noch einmal auf der Reise zu überraschen. —

Tatenja, Mahon und Nahna wehten mit ihren Taschentüchern den Abreisenden so lange ihr Lebewohl nach, bis sie in den Hohlweg verschwanden, und auf dem Kapellberge standen alle Bewohner der Fazenda und ahmten dem Beispiel Tatena's theilnehmend nach.

IBR Nr. 6032

Jahr: 2009

Digitized by Google

IBR Nr. 6032
Jahr: 2004

Digitized by Google

